S. Kierkegaards Persönlichkeit

in ihrer

Verwirklichung der Ideale

von

A. Bärthold.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1886.



0

S. Kierkegaards Persönlichkeit

in ihrer

Verwirklichung der Ideale

von

A. Bärthold.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1886.

Meinem Freunde

Hermann Gottsched

in Basel

und

H. P. Barfod

in Aalborg,

den Herausgebern der Nachgelassenen Papiere Kierkegaards

eignet sich diese Schrift

als Ergebnis ihrer Arbeit in Dankbarkeit zu.

„Ein künstlerisch ausgestaltetes Leben, das mit seinen Schmerzen und seinen Freuden im Dienst der Idee stand und sich für die Idee opferte" — dieses Urteil über Kierkegaards Leben (s. Zur theologischen Bedeutung K.s S. 4) ist wie mir scheint auch der Ausführung wert und ist eine schöne Aufgabe für einen Dichter. Mir liegt aber mehr am Herzen im Leben Kierkegaards die Ausprägung der sittlich-religiösen und christlichen Ideale hervorzuheben.

In jenem Schriftchen nannte ich Kierkegaards Werk wichtiger als seine Persönlichkeit. Nach längerer Beschäftigung mit den nachgelassenen Papieren (denn die überaus schnelle Herausgabe des größeren Teils durch Gottsched — unter zweijährigem Aufenthalt in Dänemark fünf starke Bände — ließ zunächst nur zu flüchtigem Überblick kommen) habe ich deutlicher verstanden, daß das Leben dem Werke ebenbürtig zur Seite steht und seinem Worte den Nachdruck der Ver-

wirklichung giebt. Das ist noch nicht nach Gebühr hervorgehoben.

Professor W. Rudin in Upsala, welcher der nächste zu der Aufgabe ist durch den Beginn an „Kierkegaards person och författerskap“ wie durch seine langjährige Kenntnis und Würdigung Kierkegaards, wurde zuerst durch die Fülle des Stoffes und dann meines Wissens durch die Revision der Bibelübersetzung aufgehalten, dem ersten Teil den zweiten folgen zu lassen. In Dänemark ist seit zwei Jahren N. Teisen für Kierkegaards Recht und bewiesene Seelengröße auf den beiden angefochtensten Punkten — in der Sache zwischen ihm und Martensen und in seiner kirchlichen Polemik — eingetreten, und ist damit gleichsam auf dem Wege die ganze Persönlichkeit klarzustellen. Einstweilen will ich die Lücke einigermaßen ausfüllen.

Der Umfang des Schriftchens steht zum Inhalt des Lebens, von dem es redet, in starkem Gegensatz. Sonst nimmt ein Leben, das im Vergleich mit Kierkegaards Leben in Intensität kaum halb ausgelebt ist, und Selbstbiographien solcher, die im Vergleich mit ihm kaum halbwachsen sind, mindestens den doppelten Raum ein. An Stoff fehlt es nicht, da die Herausgeber der nachgelassenen Papiere Kierkegaards eignen sehr reichlichen Aufzeichnungen auch noch wertvollen Stoff zu einer Lebensbeschreibung beigefügt und jene in erwünschtester Weise ergänzt haben. Ich habe mich kurz gefaßt, teils weil diese Schrift insbesondere „S.

Kierkegaard, eine Verfasserexistenz eigner Art“ und „Noten zu S. K.s Lebensgeschichte“ wird voraussetzen können, teils weil ich glaube, bei Maßhalten im Stoff schärfer hervorheben zu können, was ich hervorzuheben wünsche.

Von Kierkegaard giebt es kein ausgeführtes Bild, nur zwei nachher vervielfältigte Bleistiftskizzen; doch geben sie einen Eindruck von seinem Äußern. Diesen Skizzen mag diese Schilderung gleichen, indem sie die am meisten charakteristischen Züge wiedergiebt. Vielleicht führt eine andere Hand das Bild voller aus. Dieser volleren Ausführung kann auch vorbehalten bleiben, die Zeitgenossen Kierkegaards in schärfere Beleuchtung zu bringen, von denen hier nur die allgemeinen, die typischen Züge wiedergegeben sind. Bei solcher weiteren Schilderung wird sich wie eine Art Entschuldigung zeigen, daß freilich in gewissem Sinn Kierkegaards Gegenwart für die Zeitgenossen ein Unglück war, denn daß er die Ideale so ungewöhnlich ausprägt, drückt nieder, was sonst bewundert und bedeutend geblieben wäre. Seine Größe macht seine Umgebung klein.

Belegt habe ich meine Darstellung nur einige Male; die kontrollieren können, werden ohne Mühe sehen, daß es überall geschehen konnte. Die Tagebücher Kierkegaards sind übrigens nicht ganz einfach zu benutzen. Sie geben keineswegs immer seine persönliche Auffassung, sondern vielfach Entwürfe für eine mögliche öffentliche Äußerung um einen bestimmten Gesichts-

punkt geltend zu machen, — Studien zu seinen Werken. Sie sagen indes selbst, daß viel „Produktives“ darin ist, und viel Persönliches erst eingetragen ist, nachdem es gleichsam aufgebraucht war (8, 321).

Halberstadt, 17. August 1886.

A. Bärthold.

Ist das Leben nur ein Heldengang, dann ist es im Grunde gleich, unter welchen Verhältnissen es sich bewegt und welche Folgen es hat; es ist doch groß und stärkend und befreiend für jeden, der es versteht, für jeden, der bei unglücklichem Ausgang ein Auge hat für die Art des Ringens und Tragens. Und in der befreienden, erhebenden Macht eines solchen Lebens erweist es sich, daß der Heldengang auch ein Siegesgang ist. Aber für das Verständnis ist der Schauplatz und der Erfolg allerdings von Bedeutung. Wenn aus riesigen Steinblöcken eine Mauer gefügt ist, raunt das Volk leicht, daß Riesen sie bauten; wenn gewaltige Erfolge einen Namen durch Länder und Zeiten tragen, glaubt man leicht, daß ein Held sie vollbrachte. Man begehrt dann kaum zu wissen, ob er sich in allem groß erwies; wenn er es für den Kammerdiener nicht war, was liegt im Grunde daran, es ist schön sich zu erheben an dem Großen, das von dem Großen kommt. Ist daher die Idee eines Heldenlebens in einzelnen Thaten oder in einem erschütternden Schicksalsakt ausgeprägt, so ist es nicht schwer darauf aufmerksam zu machen und die Größe zu zeigen. Anders bei dem Größeren, wo das Leben in seiner Mannigfaltigkeit von Idealität durchleuchtet ist und gerade in seiner Ganzheit und idealen Geschlossenheit weit größeren Wert hat als einzelne Thaten. Dann ist die Größe schwerer zu

verstehen, denn sie soll innerlich verstanden werden durch die eigene Idealität, die nicht oft dazu stark und sicher genug ist — bis dann vielleicht ein Dichter hilft, oder, wenn der Abstand größer geworden ist, die Geschichte das Leben auf einen kurzen Ausdruck bringt, vielleicht wie bei den Weisen der Vorzeit in ein Losungswort zusammenzieht, dem sie ihr Zeugnis giebt. Das ersetzt dann das Vermögen, selbst das Große zu erkennen.

Bei Kierkegaard kann wohl kaum ein Dichter helfen, weniger noch wie bei Sokrates. Doch lohnt es die Schwierigkeit gerade auch wieder, daß seine Größe nicht in fernen und seltenen Verhältnissen, die wenigen vergönnt sind, sich zeigt, sondern in dem, was allen gemeinsam ist, in dem einfach Menschlichen, wie abgesondert und seltsam auch sein Leben war. Denn in großer Weise ist das Leid seines Lebens, daß er nicht war, wie die andern und nicht eingehen konnte in die Gemeinschaft der Menschen, dadurch ausgeglichen, daß er die allgemein gültigen Ideale verwirklicht hat, wie sie allen nahe kommen können.

1.

Der Mann hat nichts so eigen,
nichts steht so wohl ihm an,
als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann.

Kierkegaard gehört zu denen, die von Kind auf ausgesondert sind, und er ist es in ganz eigener Weise. Äußerlich war nichts Besonderes oder Beschwerendes. Er war kein

unglückliches Kind, das in traurigen Verhältnissen aufwächst, er hatte auch nicht in dem Sinn eine harte Kindheit wie sein Vater. Daseinsfreude lag ihm nicht fern. Seine Vaterstadt war Kopenhagen, die freundliche, lebenerfüllte Hauptstadt, in deren Straßen die grünen Buchenwälder und das blaue Meer hineinschauen. Und in der bewegten Stadt fehlte ihm nicht die sichere Umfriedigung. Es war ein für die damalige Zeit wohlhabendes Bürgerhaus, in dem er am 5. Mai 1813 geboren wurde als jüngster von sechs Geschwistern. Waren die Eltern betagt, so war doch der Altersunterschied von den jüngeren Geschwistern nicht so groß. Doch war sein Leben von seinen frühesten Erinnerungen an eine Bürde, ja eine Qual, daß er noch in seinen letzten Jahren nicht ohne Schauer daran zurückdachte.

Nicht daß er Härte und Grausamkeit erduldet hätte, wie manches arme Kind. Der Vater war streng, und es mag wohl sein, daß er manchmal jenes Wort selbst gehört hat, das er im letzten seiner Tagebücher einem strengen Vater in den Mund legt, wenn der Sohn zu eifrig zum Spiel will: her mit Dir, Du Faulpelz, Du bleibst zu Hause, Du kannst hungern und lernst das Register in Rises Geographie auswendig. Aber legte die Strenge einen Druck auf den Knaben, so war in ihm auch genug Spannkraft, die unter dem Druck erstarken konnte. Nicht die Strenge des Vaters machte ihn zu einem unglücklichen Kinde, denn sie war nicht von der Art, daß sie die Liebe verdeckte, und der Sohn liebte den Vater und liebte ihn am höchsten von allen Menschen. Doch war es der Vater, der ihn unglücklich machte und zwar mit seiner bekümmerten Liebe. Als Sören

Aaby sechs Jahre alt war, starb sein Bruder Sören Michael infolge eines Stoßes beim Spiel; deshalb hielt der Vater den schwächlichen jüngsten Sohn ängstlicher bei sich und weckte zu früh den Geist des Knaben. Den tiefsten Grund seines Unglücks kann man in einem ursprünglichen Mißverhältnis zwischen Geist und Körper sehen, denn er ist ein gewaltiger Geist in schwächlichem, kränklichem Körper. Goldschmidt, der das meiste gethan, ihn zu verkleinern, schrieb gleich nach seinem Tode: „er war unstreitig einer der größten Geister, die Dänemark hervorgebracht;“ schon von dem 32jährigen sagte Professor Hauch in einem Trostbriefe an P. L. Möller, als sie zusammen einen Schlag von Kierkegaard empfangen hatten: „er ist ein Heros!“ — Aber bei dem Geist liegt doch die Stärke nicht in einem angeborenen Maß, sondern in der Stärke des Bewußtseins, mit dem der Geist zu sich selbst kommt. Und das geschah bei Kierkegaard durch den Vater so früh und so stark. Die außerordentliche Dialektik des Vaters machte ihn reflektiert, so frühe und in einem Maße reflektiert, daß er alt geboren schien, daß er nie Kind war, nie die unmittelbare Lebensfreude des Kindes, nie dies unmittelbare Vertrauen zum Leben hatte. Denn wie die Unmittelbarkeit das Leben leicht macht, so macht die Reflexion schwermütig, da sie den unmittelbar gegebenen Lebensinhalt um und um wendet und zerfasert. Der Sinn wird schwer, wenn der Inhalt des Lebens leicht wird. Dabei kommt ja der Geist zum Bewußtsein seiner selbst mit Angst, mit jener Angst in der Welt, die nach Hamanns Ausdruck der einzige Beweis unserer Andersartigkeit ist. Der Geist ahnt dunkel seine Möglichkeiten, und ihm bangt vor ihrer Verwirklichung.

Doch der Vater füllte auch noch selbst die Seele des Knaben mit Angst. Er war ein äußerst schwermütiger Mann. Wohl in der Sorge, daß er bei seinem Alter später nicht Zeit haben möchte, zeigte er dem Kinde nicht bloß die Welt, wie er sie sah, sondern auch das Christentum in seiner strengen Gestalt. Während man sonst besten Falls mit den Jahren dem kindlichen Verständnis des Christentums entwächst, sah Kierkegaard nie das Jesuskind mit den Engeln in der künstlerischen, dichterischen Auffassung, die für das Kind paßt, auch nicht den milden, hilfsbereiten Heiland, dessen blutiger Tod selbst eine Liebesthat ist, die rührt. Ihm wurde gleich auf das eindringlichste vor die Augen gestellt, daß die Menschen Christus angespien und gekreuzigt haben, und seine Phantasie und seine Schwermut wurde von dem Schrecklichen erfüllt, ebenso angezogen wie geängstet. Nie ward ihm Zeit gegeben, in der beruhigenden Frömmigkeit zu erstarken, die das Lebensglück in Gott gesichert sieht und getrost spricht: ich habe nie den Gerechten verlassen gesehen; er erfuhr von Anfang an, daß Christus am Kreuz rief: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, während die Menschen ihn höhnten, daß er ja auf Gott vertraut habe. Nie wurde ihm die glückliche Mitgift der Kindes- und Jugendzeit alles Glückliche und Gute zu hoffen; seine Seele war in Bangen auf das Schlimme und Schreckliche vorbereitet. Denn das eigentliche Unglück war, daß er mit dem Zwiespalt zwischen Gott und Welt, zwischen Geist und Fleisch, wie das Christentum ihn aufdeckt und erregt, nicht auch zugleich die Siegesbotschaft des Christentums vom Überwinden vernahm. In geängsteter Sympathie vermißte er das bei dem Vater. Der

Vater war nicht etwa ein Heuchler, bei dem das Kind einen Gegensatz zwischen Wort und Gesinnung entdeckt hätte, nein der Vater war ein frommer Mann, aber Kierkegaard ahnte eine Unruhe der Reue in ihm und fühlte, daß er nicht Frieden hatte, denn der Vater ging in schwermütiger Reue, die nicht recht zum Frieden kam. Alles Glück, aller Fortgang hielt ihn gerade in Unruhe, weil sein Leben die günstige Wendung bekommen hatte, seit er als Knabe in der jütischen Heide auf einem Steine stand und in Verzweiflung Gott herausforderte. Das konnte er bis in sein 82. Jahr nicht vergessen, — das sollte er ja auch nicht, aber, wie es scheint, konnte er es auch nicht ganz vergeben sehen. Den Zusammenhang erfuhr Kierkegaard wohl erst im Todesjahr des Vaters, in seinem 25. Jahr, aber geahnt hat er es von Jugend auf, und mit Angst erfüllte es seine Seele, daß Gott den Menschen an einer Schuld in Furcht und Bangen festhält, um ihn, so oft er will, den Stachel fühlen zu lassen, gerade im Glück, wo es niemand sieht.*) Er bekam und behielt wohl einen Eindruck von der Liebe Gottes, aber im einzelnen Fall, in der Anwendung hatte er ihn nicht. Auf die Prüfungen und Versuchungen, von denen er allzu früh hörte, sah er nicht mit der Zuversicht des Glaubens, der sie gesendet weiß, damit er darin siege, sondern mit der Angst der Schwermut, daß man darin unterliege und schuldig werde. — Humoristisch sagt er später, daß er als Kind auf Gott gesehen habe, wie wohl ein Kind von dem Hausarzt denkt, daß er ein lieber Mann sei, aber doch fürchtet, daß

*) Der erschütternde Eindruck ist bekanntlich im Traum Salomos geschildert. Stadien, Deutsche Ausgabe (Leipzig, Lehmann). S. 257.

er ihm wehe thut, wenn er ihm nahe kommt. Und dem Jüngling erschien das Christentum als eine Grausamkeit; es war ihm, als hätte doch auch er des Lebens froh werden können, wenn er nur nicht in das Christentum hineingezogen wäre.

So hatte ihn der Vater unglücklich gemacht; so tief unglücklich und sich selbst bemitleidenswert, daß schon der Knabe nur eine Hilfe, nur einen Trost fand, den, daß er durch anscheinende Munterkeit sein Elend verbergen konnte. Unglücklich war er, weil die schwermütige Weltanschauung des Vaters seine Unmittelbarkeit vernichtet hatte, unglücklicher dadurch, daß des Vaters Sorge um die Sünde auf ihn so frühe überging und das Verhältnis zu Gott und Christus von Anfang an so bang zusammengesetzt machte.

Doch brachte die Qual seiner Jugend auch Ersatz mit sich. Der früh aufgestörte und aufs tiefste beunruhigte Geist entwickelte seine Kräfte in außerordentlichem Maße. Wie Scheheresade ihr Leben erhielt durch Märchenerzählen, so mußte er sich im Leben aufrecht zu erhalten suchen durch Beschäftigung in Phantasie, durch Beobachten und später durch Denken und das Kraftbewußtsein des Willens. Durch das Geheimnis seines Unglücks von den andern getrennt, war es ihm natürlich sie zu beobachten und sich in sie hineinzudenken, bis er die Stimmungen, Gefühle, Denkweisen und Leidenschaften mit einer Sicherheit und Schnelligkeit verstand, als wäre es seine unmittelbare Gabe, daß er durch alle Hüllen hindurchfühlte, was sich im Herzen regte. Der Verkehr mit dem Vater war ja durch jenes geahnte bange Geheimnis und die beiderseitige Schwermut unterbunden, daß

er nicht in vertraulichem Gespräch sich entfaltete, sondern in dialektischer Behandlung von Problemen Inhalt suchte. Da ward er frühe ein Denker, dessen Lust die Konsequenz war, der den Gedanken tummelte wie ein feuriges Roß, das ihn von dem dunklen Hintergrunde seines Lebens forttrug, wenn es auch immer wieder seinen Reiter zur Heimat zurückbringt. Wie die Taube sich vor dem Raubvogel zu retten sucht, indem sie höher und höher steigt, so versucht man ja der Schwermut zu entfliehen indem man sich immer weiter von sich entfernt.

So war seine Lage ganz die, in der sonst ein junger Mensch nach der Lust des Lebens greift, um zu betäuben, was im Innern sich rührt. Aber sein schwächlicher, kränklicher Körper ließ ihn wohl jede Unvorsichtigkeit zu teuer büßen und seine allzeit wache, allzuentwickelte Reflexion ließ ihn nicht genießen. Ihm war es nicht gestattet am Lebensgenuß erst Freude zu haben und dann ihm allmählich zu entwachsen, wenn der Geist sich weiter entwickelt. Bei ihm ist die Lebenslust, die Daseinsfreude ursprünglich verhindert, und gerade deshalb erschien sie ihm lebenslang so schön, so beglückend, und so streng erschien ihm die Forderung ihr zu entsagen, weil er sie eigentlich nur kannte, wie sie sich der Phantasie zeigt, nicht wie sie sich enttäuschend zu erfahren giebt, wenn man ihr reichlich nachgeben kann. Einzig in dieser Beziehung läßt sich sagen, daß Kierkegaard der Wirklichkeit nicht nahe gekommen sei, weil die Beruhigung, das Glück des unmittelbaren Lebens, ihm schöner erschien, als es wohl in Wirklichkeit ist.

Aber so entwickelt sein, daß man von den Gütern

keinen Lebensinhalt haben kann, das bedeutet ursprünglich auf sich angewiesen sein, auf sich selbst halten, sich selbst geltend machen müssen — positiv oder negativ. Es stellt an den Scheideweg, wo der eine Weg abbiegt in dämonischen Trotz, der das Dasein haßt, weil ihm seine Freude versagt ist, der am Dasein sich rächen will, weil es ihn übel behandelt — und wo der andere Weg zum Religiösen, zu dem Trost der Ewigkeit über die Zeitlichkeit hinführt. Viele scheinen an dem Scheidewege selbst stehen zu bleiben, bald einen Schritt auf dem einen Wege versuchend in bittrer Anklage des Daseins und im Hadern mit Gott, bald einen auf dem andern Wege im Greifen nach Gott, oder auch einen Schritt rückwärts, wenn ein Hoffnungsschimmer sich zeigt, daß sie wieder nach dem greifen, was sie schon aufgegeben hatten — bis darüber allmählich der Geist ermattet und das Leben in Geistlosigkeit endet. Aber ein energischer Geist kann sich nicht lebenslang in diesem zweifelnden Schwanken halber Gedanken hinhalten und hintäuschen. Und dann liegt für den Menschen von Fleisch und Blut die Wahl des Hasses gegen das Dasein immer am nächsten; für Kierkegaard war sie noch besonders nahe, weil ihm der andere Weg, die Wendung in das Religiöse, der ohnehin eng ist, noch durch die Kindheitseindrücke verbaut war, die ihm das Ärgernis am Christentum am nächsten brachten. Seine Entwicklung schlug auch diese Richtung durch stoische Verhärtung ein.

Ironische Existenz war für ihn gleichsam gegeben. „Die Herrlichkeit der Welt nicht erlangen können, wird niemals Ironie, aber sie über alle Maßen haben können (wozu ja

Geist gehört), und dann sie doch nicht nehmen können; die Geliebte nur allzu leicht haben können, wenn sie selbst darum bittet, und sie doch nicht nehmen können — weil ein schwermütiges Geheimnis oder ein schwermütiges heimliches Wissen hindert: das wird Ironie." Und so erhob er sich früh in stolzer Ironie über alles, was mit dem Tierischen am Menschen zusammenhängt, und dazu gehört ja nicht bloß das Sinnliche, sondern ebensosehr alles Aufgehen und Leben in Gesellschaft, Partei und Kameradschaft. Der entwickelte Geist ist stolz, stolz in Selbstbehauptung und Selbstwertung, denn, wenn er zu sich selbst kommt, kommt er zum Bewußtsein seiner Kraft, und wie Kierkegaard den Druck des Daseins und die menschliche Gebrechlichkeit ursprünglich erfuhr, so gewann er auch in entsprechendem Maße Gehobenheit im Bewußtsein der Geistesmacht. Seine Meinung vom Menschen ist, daß er nicht etwa ein Spielball des Daseins, ein Knecht der Verhältnisse ist, der sich müßte schieben und stoßen lassen, sondern daß er ein Gigant ist, der Riesenkräfte hat, wenn er nur richtig angestrengt wird, daß er herrschen kann, weil er Geist ist. Wohl ist man sterblich, aber man kann auch sterben ohne den Tod zu fürchten und groß sein im Tode; man kann alles ertragen und allem Trotz bieten. Und ist man dem Dasein unterworfen, so kann man es auch ins Wanken bringen gleich den Titanen der Sage. Inmitten der Menschenart ist man ein Ganzes für sich, sich selbst genug, so sehr, daß es einen gerade befriedigen kann, sein Bewußtsein, sein Verständnis von sich selbst für sich allein zu haben und das Urteil der andern ironisch zu genießen, für einen Nichtsthuer, für einen Egoisten zu gelten,

während man im Geheimen erprobt, daß man das Gegenteil vermag. Im Willen, in der Kraft zu wollen liegt die Stärke und Herrschaft des Geistes noch in ganz anderem Grade als in der Erkenntnis.

Welche unerschrockene Kühnheit im Denken, welche zweifellose Kraft im Wollen dieser sich selbst entwickelnde und sich selbst behauptende Geist gewann, versteht sich wohl gerade im dritten Teil der Stadien, wo doch seine Kraft gebunden ist. Von seinen gedichteten Personen lag ihm wohl Konstantin Konstantius mit seiner Verstandesverhärtung am nächsten, aber die dämonische Kälte des Johannes in Entweder-Oder und in den Stadien liegt in derselben Richtung. Die Voraussetzungen dazu waren da, sein Geist war gehärtet und geschmeidig genug. Und scharf und klar wie er sieht, bleibt er sich auch bewußt, daß er den Weg der Verlorenheit betreten hatte. —

Im Tagebuch von 1838 steht unter dem 1. April:

„Eine so lange Periode ist wieder hingegangen, in der ich mich nicht zu dem Mindesten sammeln konnte. — Ich will nun sehen wieder einen kleinen Anlauf zu nehmen: Paul Möller ist tot."

Danach steht:

„Ich sah heut morgen in der frischen, kühlen Luft ein halbes Dutzend wilder Gänse fliegen; erst standen sie gerade über meinem Haupt, dann ferner und ferner und zuletzt teilten sie sich in zwei Flüge und wölbten sich gleichwie zwei Augenbrauen über meinen Augen, die nun in das Land der Poesie hineinschauten." Und endlich am 2. April:

„Ich war da, um Nielsen (Paul Möllers) „Freude über

Dänemark" vortragen zu hören, aber ich wurde so seltsam ergriffen von den Worten: „Gedenkt ihr an den weit verreisten Mann" — ja nun ist er „weit verreist" — aber ich wenigstens will wohl seiner gedenken."

Diesem Paul Möller, geb. 1794, gest. 13. März 1838, der nach Aufgabe seines Pfarramtes Professor der Philosophie in Christiania und Kopenhagen war, widmete Kierkegaard denn auch sechs Jahr später sein Buch „Der Begriff Angst" in der Erinnerung an ihn, den glücklichen Liebhaber der Griechen, den Bewunderer Homers, den Mitwisser des Sokrates, den Erklärer des Aristoteles, der „weit verreist" doch seine Bewunderung, sein Sehnen ist. Daß Paul Möller auch seinerseits dem jungen Kierkegaard herzlich nahe stand, bewies er damit, daß er ihm noch von seinem Sterbebett durch Professor Sibbern sagen ließ, er solle sich doch ja hüten einen zu großen Studienplan anzulegen, er selbst habe davon viel Schaden gehabt. Und dieser Paul Möller sagte, und Sibbern mit ihm, öfter zu dem jungen Kierkegaard: Sie sind so durchpolemisiert, daß es schrecklich ist. Dieses Wort in diesem Munde macht wohl verständlich, daß Kierkegaard sagt, er sei sich selbst in seinem 25. Jahre eine rätselvoll entwickelte, außerordentliche Möglichkeit gewesen.

Doch war er darunter bereits auf das Christentum hin gerichtet. Der Vater hatte ihn darauf verpflichtet; das band ihn stärker als die Konfirmation durch Mynster. Und es war nicht bloß eine äußere Gebundenheit; das Christentum ist eben die Geistesreligion und zog den Geist an. In einer Art sympathetischer Antipathie oder antipathischer Sympathie wurde er hingezogen und war entschlossen für seine

Wahrheit einzutreten, mindestens niemand in seine tiefsten Zweifel und Einwendungen einzuweihen. Er wünschte, wovor ihm doch bangte, er bangte vor dem, was er doch wünschte; da sammelte er sich hindurchzudringen. Am 6. Juli 1838 schreibt er in sein Tagebuch: „Fixe Ideen sind wie ein Krampf im Fuß — das beste Mittel dagegen ist auftreten." An diesem Tage ging er allein zum Abendmahl und bedenkt auf ein weit innerliches Verhältnis zum Christentum hinzuarbeiten. Darin half ihm der Vater durch seinen Tod am 9. August 1838. Mit dem Toten ließ sich nicht mehr disputieren, alles, was er in schwermütiger Sorge dem Sohne gesagt hatte, bekam neuen, bewegenden Nachdruck. In der herzlichen Sehnsucht nach dem Vater im Gefühl der Vereinsamung bedurfte er stärker den Halt an Gott. Da dringt die Einladung: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid" näher an ihn heran und es ist ihm darin wie ein wehmütiger Klang darüber, daß es den Menschen so schwer drückt dieser liebevollen Einladung zu folgen. Er sagt deswegen, das letzte, was sein Vater für ihn gethan, sei eigentlich, daß er zu dieser Zeit starb. — Nach dem Tode des Vaters machte er denn auch das theologische Examen, das der Vater längst gewünscht hatte.

Bis in sein 26. Jahr lebte also Kierkegaard mit seinem Vater zusammen, und darunter verlor er Kindheit und Jugend, sein Leben war unglücklich und sehr beschwert. Darum ist so bezeichnend für Kierkegaards Geistesgröße, daß er seinem Vater lebenslang Erinnerung und Liebe bewahrte. An einen Verstorbenen lebenslang mit Trauer gedenken, ist

nicht ohne weiteres groß, auch nicht immer ein Beweis von Gemütstiefe. Wenn mit dem Verstorbenen zugleich das Glück oder das Behagen des Lebens schwand, dann bringt sich der Verlust selbst beständig in Erinnerung, wenn man jeden Tag wehmütig fühlt, es ist nicht mehr wie damals! Da wird man eher von der Erinnerung festgehalten, als daß man sie festhält, man kann nicht vergessen und verschmerzen, weil man das vergangene Glück nicht verschmerzen kann. Aber wenn die Liebe lebenslang bewahrt wird, während doch die Erinnerung an das Zusammenleben unglücklich ist, wenn das Recht der Liebe gegen den Widerspruch der Erinnerung gleichsam beständig erkämpft und behauptet werden muß, das ist Größe, gleich der Größe der Sanftmut, welche Lieblosigkeit erfährt und Liebe bewahrt, gleich der Größe des christlichen Geistes, der unbeirrt durch alle Erfahrungen in der Liebe zu den Menschen beharrt.

Denn bei Kierkegaard wird das Verhältnis zu seinem Vater nicht in der Erinnerung verklärt, wie sonst wohl die Trauer verschönend umdichtet — dazu ist seine Reflexion zu klar und scharf, zu mannhaft und zu wahr. Es bleibt dabei, daß ihn der Vater eigentlich unsinnig erzogen, daß er ihn unglücklich gemacht hat; aber ebenso beständig hält Kierkegaard auch fest, daß ihn der Vater in schwermütiger Liebe unglücklich machte. Das durchdringt seine Reflexion und findet darin unerschöpflichen Inhalt. Wie die unmittelbare Liebe sich an dem Glück nährt, das sie dem Geliebten verdankt, und die Hochherzigkeit sich an der Ungerechtigkeit erhebt, um sie mit Gutem zu vergelten, so entspricht der Reflexion ein Liebesverhältnis, in dem die Liebe unglücklich

machte. — Wie seine Reflexion alle Erinnerung an den Vater durchdrang, um Liebenswertes und Bewundernswertes herauszugewinnen, davon giebt eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1850 ein Beispiel. „Eines Tages warf ich ein Salzfaß bei dem Mittagessen um. Leidenschaftlich wie er war und heftig, wie er leicht werden konnte, begann er in einer Weise zu schelten, daß er sogar sagte, ich wäre ein verlorener Sohn u. dgl. Da machte ich Einwendungen und erinnerte an eine alte Geschichte in der Familie, daß meine Schwester Nikoline eines Tages eine sehr kostbare Schüssel zerbrach, und der Vater nicht ein Wort sagte, als wäre es gar nichts. Er sagte: ja siehst Du, das war ein so kostbares Stück, daß man nicht zu schelten brauchte, sie fühlte schon selbst, daß es schlimm war; aber wenn es eine Kleinigkeit ist, da soll man gerade schelten. — In dieser kleinen Geschichte ist etwas von der Größe des Altertums. Diese Objektivität, die nicht schilt nach dem, wie man selbst betroffen wird, sondern rein objektiv nach dem, was Schelte erfordert." So macht sein liebevolles Durchdenken zu einer glücklichen Erinnerung, was zunächst eine peinliche Erinnerung sein konnte.

So bewahrt er seinem Vater die Liebe; und das eigenartige Verhältnis zu seinem Vater ist gerade wie darauf berechnet offenbar zu machen, welche Stärke der Liebe Kierkegaard hat. Es ist gewiß schön, daß er zu sagen pflegt, den zu lieben, der einen aus Liebe unglücklich machte, sei gerade für den reflektierten Menschen die gegebene Weise. Aber es ist vielmehr so: wer den lieben soll, welcher ihn unglücklich machte in fehlgreifender Liebe, der wird darauf geprüft, ob er in sich selbst Liebe hat. Denn dann muß ja die Liebe

mit ihrer eignen Kraft gegen die Erfahrung festhalten, daß es bei dem andern doch Liebe war, obschon sie unglücklich machte. Macht die Liebe glücklich, so hat man ja unmittelbare Gewißheit und beständige Bezeugung davon, daß es Liebe ist; da wird nicht offenbar, ob Liebeskraft in einem selbst ist. Kierkegaard bestand die Probe. — Aber gewiß, die Kraft und Beständigkeit der Liebe beweist sich noch nicht in Worten oder Gedankenbewegungen, sie erweist sich im Handeln und Opfern — am meisten, wenn die Kraft der Liebe den zum Handeln und Opfern bringt, der sonst weit davon entfernt ist; und umgekehrt erweist sich bei dem feurigen, zum Handeln entflammten Geist die Stärke der Liebe in dem Maße, wie sie ihn zurückhalten kann. Deshalb erweist sich Kierkegaards Liebe zu seinem verstorbenen Vater in durchgreifendster Weise in seinem Verhalten gegen den Bischof Mynster.

Der Vater hatte Mynster hoch verehrt und sozusagen alles versucht, um den Sohn auch in diese Verehrung einzuführen. Kierkegaard erzählt, daß ihm der Vater zuweilen einen Thaler versprach, wenn er ihm eine Predigt von Mynster vorlese und vier Thaler, wenn er die gehörte Predigt niederschriebe. Das that zwar Kierkegaard nicht, sondern hielt dem Vater vor, es sei nicht recht seinen Wunsch nach Geld so zu benutzen. Doch ward er, wie er sagt, mit Mynsters Predigten gleichsam aufgezogen, und er bewunderte ihn auch. Mynster war ein bedeutender Mann, nicht bloß durch seine Stellung der erste Bischof des Landes, sondern in Wirklichkeit der Führer und Träger der Kirche. Ästhetisch angesehen, nach menschlichem Maß gemessen, fand

ihn Kierkegaard immer bewundernswert. Doch fand er auch mehr bei ihm. Gegenüber Grundtvigs Weise, in große historische Fernsichten die Phantasie auswandern zu lassen, oder den Grund, warum sich die Herrlichkeit der Kirche nicht zeige in der äußeren Beschränkung, im Druck der Staatsgewalt zu suchen, sprach ihn Mynster an, der alles auf die Persönlichkeit zurückführte und anwendete. Denn daß da „die Schlacht geschlagen werden sollte," war Kierkegaard von früh an klar. Bei Mynster sah er auch die Kraft der Erneuerung, häufig wiederkehrenden Handlungen die Feierlichkeit und Weihe zu geben, als wäre es das erste Mal.

Je mehr nun aber Kierkegaard in das Christentum eindrang, um so mehr Mängel sah er bei Mynster, nämlich Mängel in seiner Verkündigung des Christentums, und den Schaden, den er in seiner Stellung damit anrichtete. Zunächst den Mangel, daß Mynster nicht im Charakter seiner Predigt war, und dadurch abschwächte. Sein Leben folgte nicht dem Schwunge seiner Rede. Mit aufgerichteter Gestalt, mit erschütternder Kraft rief er, daß er bereit sei, wenn es gefordert würde, sein Leben, sein Blut, sein Alles zu opfern — aber mit großer Klugheit wußte er, auch wenn die kirchliche und religiöse Opposition hochging, ernsten Zusammenstößen auszuweichen und seine Stellung ungeschädigt zu erhalten. Die Anstellung eines einzelnen Kandidaten „mit bischöflicher Bekümmerung" zu hindern, dazu war er der Mann, aber wenn es sich um Grundtvig handelte, oder wie in den letzten Jahren um Monrads Bischofsweihe, da fügte er sich. Sein Ansehn, seinen Einfluß wußte er aufrecht zu erhalten, aber festzustehen, wo er äußerlich verlieren konnte,

festzustehen um auszudrücken, daß es etwas giebt, worauf unbedingt und unter allen Umständen gehalten werden soll, das war nicht seine Sache. Er konnte so bewegt sein bei dem Gedanken an die Glaubenshelden, und konnte so empfindlich sein, wo eine Verkleinerung seiner Stellung drohte. Diese Weltklugheit, mit der sich Mynster in seiner hervorragenden Stellung alle Annehmlichkeiten sicherte, nahm seiner Verkündigung die eingreifende Kraft, aber seine Darstellungsweise bewegte sich auch selbst in derselben Richtung, sie lief doch auch auf das Dichterische hinaus — auf das Goethesche — wie Kierkegaard zu sagen pflegt, daß das Ideale, das Wahre und Große, auch die großen Persönlichkeiten, ein Gegenstand der Betrachtung wird, woran die Phantasie sich erfreut, der Sinn sich weitet und erhebt, aber wonach man sein eigenes Leben weder einrichtet noch beurteilt; daß man das Große versteht und darstellt und genießt, aber nicht davon weiß, was es als persönliche Aufgabe bedeutet.

Gerade an Mynster studierte Kierkegaard gleichsam den Trug der Beredsamkeit, welche wohl rührt und erhebt, aber über den persönlichen Abstand täuscht, weil sie das Große in Phantasie fern hält, als habe es seine Stelle in der Wirklichkeit nur in fernen Zeiten oder unter seltenen Umständen. So wird die Wirkung rein ästhetisch. In dieser ästhetischen Erhebung wird man von sich selbst abgeführt, persönlich beruhigt vertieft man sich in das Ideale, aber kommt sich auch nicht so weit nahe, daß man seinen Abstand von dem Ideale fühlte. In dem Verstehen und Beurteilen des Großen bekommt man den Schein der Idealität, doch das Bewußtsein erwacht nicht, daß alles Wissen und Ver-

stehen des Großen und Guten nur schuldiger macht, wenn man es nicht thut. Man bekommt eine Schein-Idealität, die ohne jedes Verständnis der Verwirklichung hoch im Urteilen einherfährt. Im Schwunge solcher Rede ergeht über den reichen Jüngling im Evangelium das Urteil, daß er nicht vollkommen war, da er sich nicht entschließen konnte alles hinzugeben, während der wahre Christ allezeit willig ist, alles hinzugeben. Und diese Darstellung der christlichen Idealität rührt, und der Redner wird gefeiert, während die Ausführung in der Wirklichkeit, und die Aufforderung zur Ausführung Anstoß geben würde als eine lächerliche Übertreibung. In solch dichterischer Darstellung kann man das stärkste hören in der erhebenden Empfindung mit dem Höchsten vertraut zu sein, und wird dadurch bethört. Wie der Redner von sich sagt, so meint auch der Zuhörer imstande und willig zu sein, das Höchste zu thun — wenn es gefordert würde; aber ist dabei in der „Erbauung" so fern von der Wirklichkeit, daß die Forderung ihm gar nicht nahe kommen kann. — Wohl erreichte Mynster etwas, ja alles, was auf diesem viel betretenen Wege erstrebt wird und erreicht werden kann. Durch seine bedeutende Persönlichkeit, durch seine Bildung, seine Überlegenheit drückte er in den vornehmen und vornehmsten Kreisen die Überzeugung durch, daß kein tieferer und ernsterer Mensch, kein Gebildeter das Christentum entbehren könne. Aber mit dieser Anerkennung ist dem Christentum nicht gedient und den Menschen auch nicht, wenn sie doch nur in ein Phantasie-Verhältnis zum Christentum hinein- und von sich selbst abkommen.

Nicht einzelne Glaubenswahrheiten des Christentums

entkräftete Mynster, nein, er hielt das Bekenntnis der evangelischen Kirche fest, aber das Christentum selbst schwächte er ab. Er verkündigte es wesentlich beruhigend, als das beste Mittel, das Gemüt zu beruhigen und das Dasein zu verklären. Eine solche idealisierende Ergänzung des Daseins, eine Umfriedigung und Weihe des Lebens sucht man ja zunächst in der Religion, und daher ist die Versuchung groß, das Christentum so darzustellen, daß es diesem Bedürfnis am vollkommensten entspreche. So stellte es denn auch Mynster hin als den milden Trost für die Leidenden, und als den Trost, den keiner verschmähen soll, da keiner wissen kann, wie bald er ihn braucht; und andrerseits wieder als die Weihe des Glücks, daß das Glück Gottes Segen sei — als wäre Gottes Gedanke und Wille erfüllt, wenn man durch „Ausbildung seiner Gaben" oder sonstige Anstrengung eine befriedigende Stellung in der Gesellschaft einnimmt.

Kurz Mynster repräsentierte gerade die Weise, welche Kierkegaard immer schärfer als das Unglück der Christenheit und als eine dreiste Verdrehung des Christentums verstand. Gerade gegen diese Auffassung des Christentums wollte und sollte Kierkegaard durchdrücken, daß das Christentum Geistesreligion ist, daß es den Geist im Menschen entbinden und zu unvergänglichem Wesen entwickeln soll. Während Gottes Langmut im Vergeben der menschlichen Gebrechlichkeit Rechnung trägt, soll zugleich der Druck der Anforderung in überweltliche Kraft einführen. Wohl wußte Kierkegaard auch, daß daneben das Christentum die verjüngende Kraft und das Heilmittel für die menschliche Gesellschaft ist, und der Einheitspunkt mit Mynster war, daß beide das Bestehende durch

das Christentum erhalten und stützen wollten — aber in schroff entgegengesetzter Weise. Mynster that es diplomatisch, durch Verschleiern und Idealisieren des Zustandes, durch klugen Gebrauch kleiner Mittel, durch Nachgeben, wenn es not that; Kierkegaard sah, daß Heilmittel für die Gesellschaft das Christentum allein durch seine Salzkraft ist, durch die eindringende Schärfe, mit der es immer wieder das Bestehende unter das Ideal demütigt und durch die Forderung in Bewegung bringt, damit es nicht erstarrt und verrottet. Ihm ist es unbedingt gewiß, daß Vertuschen des Zustandes die Sache nur gefährlicher macht und die größtmögliche Redlichkeit im Eingestehen des wirklichen Zustandes und das Geltendmachen der vollen Anforderung die einzige Möglichkeit für die Erhaltung ist. Mynster dagegen glaubte, daß durch Freimütigkeit das Bestehende erst ganz erschüttert und haltlos werde.

Wie Kierkegaard diese seine Stellung mit Bischof Mynster verstand, spricht er in einem bezeichnenden Gleichnis aus.

„Denk dir einen jungen Offizier, wir können ihn ja als einen tüchtigen jungen Offizier denken.

Es ist in der Schlacht: Unser junger Offizier kommandiert eine halbe Batterie.

Er sieht, und wir können uns ja denken, daß er richtig sieht: meine drei Geschütze in diesem Augenblick auf den Punkt gerichtet, und der Sieg ist unser!

Aber gerade vor diesem Punkte hält sein eigener General, der alte Feldmarschall Friedland mit seinem Stabe.

Denke dir, was der junge Offizier leiden muß! „Ich bin jung," sagt er zu sich selbst, „meine Zukunft wäre ent-

schieden, wenn ich meine Geschütze brauchen könnte . . . . aber es müßte im Augenblick geschehen." Der Augenblick geht vorüber. „Was liegt an mir," sagt der junge Offizier bei sich selbst, „aber die Schlacht konnte entschieden werden, wenn ich nur meine Geschütze brauchen konnte: o, es ist doch fürchterlich, daß mein eigener General so hält, daß ich meine Geschütze nicht brauchen kann."

So hielt sich Mynster in der Schußlinie der Batterien, die Kierkegaard aufgefahren hatte, um die Schlacht zu schlagen. Wie er dabei interessiert war, sagt deutlicher sein anderes Gleichnis.

„Denke dir ein großes Schiff; wenn du willst, noch größer als die Schiffe, die man jetzt hat. Laß es tausend Passagiere an Bord haben, und natürlich im vollsten Maße mit allem Komfort ausgestattet sein.

Es ist Abend. Im Salon geht es lustig her; alles ist auf das prächtigste erleuchtet, alles strahlend, die Konzertmusik klingt, kurz alles ist Freude und Lust und Genuß, und der Lärm der fröhlichen Lust tönt hinaus in den Abend.

Auf der Kommandobrücke steht der Kapitän, bei ihm der erste Offizier. Dieser nimmt das Fernrohr vom Auge um es dem Kapitän zu reichen; der antwortet: ist nicht nötig, ich sehe schon den weißen Fleck am Horizont — es wird eine fürchterliche Nacht.

Mit der edlen, beherzten Ruhe des erfahrenen Seemanns giebt er seine Befehle: die Mannschaft bleibt die Nacht auf, das Kommando nehme ich selbst.

Er geht darauf in seine Kajüte. Eine große Bibliothek hat er nicht mit sich genommen, doch hat er eine Bibel. Er

schlägt sie auf, und verwunderlich genug, er schlägt sie gerade auf an der Stelle: in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Verwunderlich!

Nachdem er seine Andacht gehalten, kleidet er sich für den Nachtdienst an und ist nun völlig der erprobte Seemann.

Aber im Salon geht es lustig zu. Man hört Musik und Gesang und Konversation; man hört Teller klirren und Champagner knallen, das Wohl des Kapitäns wird getrunken u. s. w. u. s. w. — „es wird eine fürchterliche Nacht;" und vielleicht wird in dieser Nacht deine Seele von dir gefordert.

Ist das nicht fürchterlich? Und doch weiß ich etwas noch Fürchterlicheres.

Alles ist dasselbe, nur der Kapitän ist ein anderer. Im Salon geht es lustig zu, und der lustigste von allen ist der Kapitän.

Der weiße Fleck am Horizont, der ist da; es wird eine fürchterliche Nacht. Aber keiner sieht den weißen Fleck oder ahnt, was er bedeutet. Doch nein, das wäre auch noch nicht das Fürchterlichste; nein, da ist einer, der sieht ihn und weiß, was er bedeutet — aber es ist ein Passagier. Er hat ja kein Kommando auf dem Schiff und kann nichts thun. Um doch das einzige zu thun, was er vermag, läßt er den Kapitän ersuchen bloß einen Augenblick auf Deck zu kommen. Es währt eine Zeit; endlich kommt er, aber will nichts hören und eilt scherzend wieder zu der lärmenden, ausgelassenen Gesellschaft im Salon, wo unter allgemeinem Jubel das Wohl des Kapitäns getrunken wird, wofür er verbindlichst dankt.

In seiner Angst wagt der arme Passagier noch einmal den Kapitän zu bemühen; aber nun begegnet er ihm unhöflich. Doch der weiße Fleck steht unverändert am Horizont: „es wird eine fürchterliche Nacht."

Ist das nicht noch fürchterlicher? Fürchterlich war es mit diesen tausend sorglos lärmenden Passagieren, fürchterlich, daß der Kapitän der einzige ist, der weiß, was bevorsteht: o, aber es ist ja doch das wichtigste, daß der Kapitän es weiß, also fürchterlicher, daß der einzige, der sieht und weiß, was bevorsteht — ein Passagier ist."

Daß Mynster mächtig war, band natürlich Kierkegaard nicht im mindesten; er war gerade der Mann, der im Bewußtsein seiner Stärke nur die Starken angreift. Auch war Mynster weder sein Kapitän noch sein General. Kierkegaard war ja nicht in den Dienst der Kirche getreten, er war ganz unabhängig. Was ihn verpflichtete gleich jenem jungen Offizier und gleich dem Passagier, das war die Liebe zu seinem Vater, der Mynster verehrt hatte. Der Gedanke, daß es seinen Vater freuen würde, wenn er etwas für Mynster thäte, band ihn auf alle Weise, die Autorität des Bischofs zu schonen und alles zu versuchen, ihn aus der Schußlinie zu bringen, ihn zu einer Wendung zu bewegen, durch die er wenigstens beiseite blieb. Die Wahrheit zurückhalten, die er erkannt, um Mynsters willen die Sache gehen lassen, wie sie gehen wollte, das ging ja nicht an; dem Christentum sein Recht zu schaffen, dem Unheil zu wehren, das konnte er nicht lassen; die Energie seines Geistes war an diese Pflicht unendlich vor Gott gebunden. Aber daß er dabei beständig um seines Vaters willen auf Mynster Rücksicht nahm, der

ihm in der empfindlichsten Weise im Wege stand, der gerade stützte, was fallen mußte, das zeigt auf das nachdrücklichste, daß in Kierkegaard Liebe war, die sich durch die eigene Stärke erhielt.

Zunächst ist es Kierkegaards Hoffnung, Mynster zu gewinnen, und diese Hoffnung schien sich auch zu erfüllen. Bei den ersten Schriften gab Mynster öffentlich ein nachdrückliches zustimmendes Urteil ab, und bei der „abschließenden Nachschrift", in der Kierkegaard sein erstes Ziel erreicht hatte, sagte Mynster zu ihm: „wir sind Komplemente." Gewiß ein bedeutender Erfolg. Mynster hatte früher schwerlich daran gedacht, oder etwas davon gefühlt, daß seine Darstellung des Christentums einer Ergänzung bedurfte. Kierkegaard wünschte ja mehr; nicht mehr Anerkennung, nein, gerade im Gegenteil, er wünschte, daß Mynster selbst diese Ergänzung aufnähme. Kierkegaard wollte sie ihm gern in die Hände spielen, damit sie in Mynsters Munde nachdrücklicher wirke, er war willig, nichts als der Souffleur zu sein. Ging indes Mynster nicht darauf ein, dann war durch seine Anerkennung der Ergänzung doch erreicht, daß Mynster außer Schußlinie kam. Da war ein Zusammengehen und Zusammenwirken möglich. Es wurde natürlich eine sonderbare Teilung, Mynster blieb bei seiner „milderen" Darstellung, die menschlich anspricht und liebenswürdig erscheinen läßt; er hatte davon allen Vorteil. Kierkegaard arbeitete auf eigne Rechnung, um mehr Wahrheit und die Unruhe zur Verinnerlichung hineinzubringen, er hielt all die Stöße aus und brachte die Opfer, die dazu gehören. So gingen sie dann zusammen. Auf solche Teilung haben sich ja zuweilen

Menschen in Liebe und Hochherzigkeit eingelassen. Bei Kierkegaards Sache reichte aber eine solche Anerkennung unter vier Augen nicht aus. Bekam sie keinen öffentlichen Ausdruck, so schien Mynster für alle andern Kierkegaards Sache als eine private Sonderbarkeit anzusehen, die das Haupt der Kirche bei einem Privatmann hingehen läßt, und andrerseits wurde Mynster, wenn er seine Position äußerlich unverändert beibehielt, ohne jedes deutliche Zugeständnis, jedesmal mitgetroffen, sowie Kierkegaard den Gegensatz geltend machte.

Im Jahr 1848 kam eine äußerst günstige Gelegenheit. Da konnte Mynster, ohne sich etwas zu vergeben, erklären, daß seine Voraussetzungen und seine Weise das Christentum zu verkündigen, durch die Erfahrungen dieser Zeit widerlegt sei, daß er nun sehe, es müsse der strenge Ernst, die gebietende Absolutheit des Christentums geltend gemacht werden. Damit konnte Mynster dem Christentum einen Dienst leisten; in seinem Munde hatte solches Eingeständnis Gewicht. Kierkegaard drang in ihn, daß er Gott dies Eingeständnis mit dem Aufgebot seiner Würde, mit der Macht seiner Rede vor den Zuhörern mache und dann die Zügel ergreife. Aber vergeblich. Machte Mynster einen Anlauf, so lief er doch in Phantasterei aus. Er sagte damals in einer Predigt fast zu stolz: „wenn diese Zeit, die nun bevorsteht, eine Zeit des Abfalls ist, so will ich dir, Herr, doch treu bleiben — und ich hoffe auch, daß alle die, welche hier versammelt sind und so willig Gottes Wort hören, dir treu bleiben werden — ja ich hoffe auch, daß dies ganze kleine Volk, dessen Ruhm in der Geschichte ist, daß es ein christliches Volk ist, dir treu bleiben wird!“ „Gute Nacht, Ole, das Geld liegt

im Fenster!“ bemerkt Kierkegaard dazu in seinem Tagebuch. „Denn à propos, wovon sprachen wir doch im Anfang? Das war von dem Abfall, von dem merkwürdigen Abfall, daß alle treu bleiben!“

So that denn Kierkegaard sein Bestes, um Mynster zu ergänzen. Er schrieb damals die „Einübung im Christentum“ als die einzig mögliche Weise, das Bestehende zu halten. Gerade auch um Mynsters willen war es ihm lieb nur als Herausgeber dieses Buches hinzutreten; persönlich wollte er in Rücksicht auf Mynster nicht aussprechen, was er in der Einübung sagt, daß er keine Predigt gelesen oder gehört habe, die im strengsten Sinn christlich war; so etwas mochte er nur durch einen andern aussprechen lassen. Doch als er das Buch nach zwei Jahren herausgab, das wesentlich jeden Vorwand aus der Verschiedenheit der Zeiten und der Verhältnisse wegnimmt, geschah es gleichwohl, daß Mynster darüber aufgebracht wurde und es ein unheiliges Spiel mit dem Heiligen nannte; doch nur im vertrautesten Kreise. Zu einem offenen Auftreten dagegen konnte er sich nicht aufraffen. Er äußerte nur Kierkegaard gegenüber, daß die eine Hälfte des Buches gegen Martensen, die andere gegen ihn selbst gerichtet scheine. Er hatte sich ja auch nicht zu der Wendung bewegen lassen, die ihn sicher gestellt hätte, und so wurde er allerdings indirekt mitgetroffen, wie zurückhaltend und schonend sich Kierkegaard auch hielt. Ungeachtet dieser getäuschten Hoffnungen und vergeblichen Mühen blieb es Kierkegaard ein lieber Gedanke um seines Vaters willen zu thun, was dem Bischof Freude machen könnte; z. B. mit dem Artikel gegen Rudelbach (Verfasser-Existenz S. 119).

Und als er im September 1851 seine schriftstellerische Wirksamkeit mit „Zur Selbstprüfung“ zunächst abschloß und seine Position dabei bezeichnete, that er es in Bezug auf Mynster in der allerrücksichtsvollsten und schonendsten Weise. Er schrieb da: „Es ist unter uns ein hochehrwürdiger Greis, der oberste Geistliche dieser Kirche; was er, was seine Predigt gewollt hat, dasselbe will ich, nur einen Ton stärker, was in meiner andersartigen Persönlichkeit liegt, und was die Verschiedenheit der Zeit fordert.“ N. Teisen sagt bei Besprechung dieses Verfahrens: wenn Bischof Mynster sein Vater gewesen wäre, so konnte er kein Verhalten wählen, das wahrer war und zugleich von größerer Ergebenheit zeugte.*) Dem wird sich nicht widersprechen lassen. Und doch that Kierkegaard, indem er seines Vaters Beichtvater respektierte, noch mehr. Denn es ist mehr, daß er auch in seinen eignen Gedankengängen nicht bloß in öffentlichen Äußerungen gern nach einer milderen Erklärung greift, während sein Geist immer mehr im Interesse des Christentums und des Bestehenden entbrennt. So bemerkt er sich z. B. 1850, daß Pascal empfiehlt, man solle bei Gegnern der Religion mit Beweisen beginnen, daß sie nicht gegen die Vernunft streite, dann zeigen, daß sie ehrwürdig ist, und Achtung vor ihr einflößen, dann sie als beglückend aufweisen, und den Wunsch erwecken, daß sie wahr wäre, was man dann durch unwiderlegliche Beweise darthut; aber ganz besonders komme es darauf an, sie liebenswert zu machen. So, fügt er hinzu, lasse sich Mynsters Weise auffassen und rechtfertigen. Aber er sah

*) N. Teisen: Kort Indlaeg i Sagen mellem S. Kierkegaard og H. L. Martensen. Kopenhagen, 1884. S. 52.

freilich wieder zu gut, daß diese Weise nicht das Interesse des Christentums, sondern das Interesse der Kirche oder der Gesellschaft wahrnimmt, und auch in dieser Beziehung nur Erfolg hat, wenn die Leute im Grunde den Halt an der Kirche zu behalten wünschen. Wenn sie den Mut der Freidenkerei haben, mögen sie eher noch auf eine ungeschminkte Darstellung des Christentums hören. Jedenfalls ist sich Kierkegaard gewiß: daß dem Christentum im Augenblick der Gefahr nur damit gedient ist, daß man die Forderung höher spannt, wie es die alte Christenheit that, wenn der Abfall um sich griff.

All diese Rücksichtnahme war umsonst. Mynster fühlte sich wohl von Kierkegaard umspannt, sagte ihm auch gelegentlich: „beeinflußt von ihnen sind wir ja alle," aber fand ihn dabei höchst unbequem. Er fühlte sich durch Kierkegaard geniert, und sein Trost war, wie er öfter zu Kierkegaard sagte, daß es nicht darauf ankomme, wer die meisten Kräfte habe, sondern wer es am längsten aushalten könne. Er rechnete wahrscheinlich darauf, daß es Kierkegaard pekuniär nicht aushalten könne. Dazwischen erlaubte er sich auch einmal die kleine Bosheit, im Druck Kierkegaard und Goldschmidt, von dem nachher die Rede ist, als zwei begabte Schriftsteller nebeneinander zu nennen.

Will man dabei bedenken, wie leidenschaftlich in Kierkegaard die Wahrheitserkenntnis brennt, und bedenken, daß er bei seiner äußerst schwachen Gesundheit so gut wie immer den Tod nahe sieht, und mit dem Tode die Gefahr, daß er nicht dazu kommt auszusprechen, was gesagt werden soll — dann kann man wohl sehen, daß er in großem Maße der Liebe

zu seinem Vater treu blieb und nicht müde wurde, ihr Opfer zu bringen.

Die Schonung Mynsters schloß ja noch manche andere Hemmung ein; die empfindlichste war für Kierkegaard unzweifelhaft die Schonung Martensens. Professor Martensen, der Schwiegersohn Mynsters war damals zwar nicht der selbständigste aber der erfolgreichste*) Vertreter der sog. wissenschaftlichen Theologie, die nach Kierkegaards Erkenntnis den christlichen Begriff des Glaubens mit dem platonischen verwechselt, und daher mit Plato die ἐπιστημη über die πιστις stellt. Dieser Umgestaltung des Christentums in einen Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses, dieser Entfernung des Christentums ins Objektive mußte Kierkegaard zu allererst entgegentreten. Das that er auch, aber mit aller Schonung Martensens. Der Vertreter der Spekulation ist gerade deshalb bei Kierkegaard immer der Privatdocent, um jede direkte Spitze gegen Martensen zu vermeiden. Und doch wie anders durchgreifend ließ sich mit direktem Angriff gegen den Repräsentanten des Gegensatzes die Sache führen. In den Tagebüchern sind reichliche Proben davon. Da gab ihm Martensen den besten Anlaß, die Schonung beiseite zu setzen. Er machte den unglücklichen Versuch, die umfassend durchgeführte Einsprache Kierkegaards gegen das Ruhen in der Wahrheit an sich durch einige abschätzige Bemerkungen abzuthun. Kierkegaard, von dem es hieß, er sei so reizbar, daß er nicht den geringsten Widerspruch vertragen könnte,

*) Martensen erzählt selbst in seinem Leben, daß seine Dogmatik ins Englische, Französische, Schwedische, Deutsche (mit 7 Auflagen) übersetzt wurde, und in der griechischen und römischen Kirche Vorlesungen darüber gehalten wurden.

schwieg dazu; auch ließ er nicht, wie sonst, einen seiner Pseudonymen antworten. Der blendende Erfolg der Dogmatik stachelte ihn auch nicht dazu auf. Nur in einem Gespräch sagte er Martensen, wie dieser berichtet, daß er jene Äußerungen besser weggelassen hätte. Da traten besonders zwei Männer von wissenschaftlicher Bedeutung gegen Martensen auf; Magister Stilling und Professor Rasmus Nielsen; den letzteren nennt Martensen im Rückblick auf diese Zeit seinen genialen Mitarbeiter. Beide waren gleich Martensen bis dahin Vertreter der deutschen Spekulation in Dänemark gewesen, aber durch Kierkegaard umgestimmt. Martensen schrieb noch 1883, daß Kierkegaard als inspirierender Geist hinter dem Ganzen gestanden habe. Die Wahrheit ist, daß er seinen Einfluß in entgegengesetztem Sinn brauchte, und sich von Nielsen ausbedang, daß er ihn nicht zum Angriff auf Martensen ausnütze. Er war wahrlich klug genug zu sehen, welchen Vorteil es bot, durch diese beiden Männer die Polemik führen, gleichsam die direkte Anwendung machen zu lassen, aber er wollte es nicht. Martensen gab dann 1850 zur Verteidigung „dogmatische Aufklärungen" heraus, in denen er Kierkegaards Werke eine weitläufige Litteratur nannte, mit der er sich nicht habe bekannt machen können, also wieder den Versuch machte, sie vornehm zu ignorieren, während sein Sekundant, Professor Scharling ausführte, daß Martensen ebenso stark wie Kierkegaard die ethische Seite des Christentums hervorhebe, und betone, daß es ein Existenzverhältnis sei. Das erschien Kierkegaard als eine hübsche kleine Parallele zu der Äußerung des Erasmus, daß er fast all dasselbe gelehrt habe wie Luther, nur nicht tam atro-

citer und ohne die Rätsel und Paradoxen. So meine Martensen auch dasselbe gesagt zu haben mit Ausnahme einiger Paradoxen und nicht tam atrociter.

Bis auf die feinsten Nerven durchschaute er Martensen, und bei seinem unvergleichlich stärkeren Denken, bei seiner weit überlegenen Dialektik und Geistesmacht war der Streit ihm nicht schwierig. Er schrieb damals (1850) auch eine Reihe Artikel nieder, von denen ich einen hier einfügen will, weil er der sicheren humoristischen Stellung, in der sich Kierkegaard Martensen gegenüber fühlte, Ausdruck giebt, und zugleich dem, was ihn band.

— „Nein, Professor Martensen, so von meinen Pseudonymen und meiner ganzen Verfasserwirksamkeit zu reden, das geht nicht an; Sie setzen sich selbst zu tief damit herab.

Denn lassen Sie mich doch auch einmal in der Weise reden — und vielleicht ist es auch meine Pflicht in der Weise zu reden.

Daß Sie, Herr Professor, ein distinguierter Mann sind, ja das sehen und wissen wir alle. Aber Sie, Prof. Martensen, gerade Sie, besonders als Verkündiger des Christentums, müßten doch so viel tieferes Verständnis vom Leben haben, daß Sie sähen, auch ich bin ein distinguierter Mann.

Nur ist der Unterschied, daß die Zeichen der Aussonderung, die ich trage, nicht wie die Ihren mit dem Glanz des Augenblicks funkeln — sondern nur in der historischen Perspektive sich zeigen als das, was sie in Wahrheit sind.

Ich werde in Karikatur gezeichnet, mit Spottnamen belegt, in der Komödie aufgeführt, von der Menge mit Hohn überhäuft — und um einer guten Sache willen: in der

historischen Perspektive gesehen, wiegt das reichlich so viel, wie im Augenblick Ritter oder wohl gar Commandeur des Danebrog sein. Aber im Augenblick ist das eine nicht das andere — und Sie haben das andere: Sie sind Hofprediger mit schwarzem Sammet vorn und dem Ritterkreuz darauf, was sich in der historischen Perspektive gar nicht zeigen wird.

Bis auf wenige Jahre ebenso lange wie Sie in Amtsstellung wirken, habe ich als Verfasser gearbeitet, mindestens gesagt gewiß ebenso angestrengt wie Sie, — aber ich bin nichts geworden oder zu nichts gekommen; doch habe ich gearbeitet — und ich habe einer Idee gedient. In historischer Perspektive gesehen ist das eine Auszeichnung, die reichlich so viel gilt, wie im Augenblick Professor der Theologie an einer Universität sein. Aber im Augenblick ist das eine nicht das andere, und das andere haben Sie: Sie sind Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität, Ehrendoktor von Kiel, was historisch gar nicht interessieren wird.

Ich habe jahraus jahrein auf eigene Rechnung ausgehalten, zuweilen Geld zugesetzt, im ganzen die Ausgaben wieder bekommen, also nichts verdient. Das that ich aus Ehrerbietung gegen die Sache, der ich die Ehre habe zu dienen, aber unverstanden bin ich gerade deshalb für einen Sonderling und dergleichen erklärt worden. Gesehen in historischer Perspektive ist das eine kostbare Auszeichnung, die reichlich dem entspricht, daß man im Augenblick Ansehn genießt als ein ernster und praktischer Mann, der wahrlich nichts thut, nicht das mindeste, ohne zu wissen, welchen Vorteil er davon hat.

Doch ich breche ab. Wie gesagt, gerade Sie, Professor

Martensen, müßten doch so viel Verständnis vom Leben haben, daß Sie sähen, auch ich bin ein distinguierter Mann, von dem ein Lehrer des Christentums nicht so sprechen sollte. Oder haben Sie denn wirklich über dem ernsthaft Nehmen der Amtsstellung, des Professors, des Hofpredigers u. dgl. ganz den Ernst vergessen, was das Christentum eigentlich ist.

Und nun bloß noch eins. Daß Sie mich doch nicht gezwungen hätten so zu reden. Ich habe niemals auf mich genommen einen andern zu verpflichten, ich habe nur mich selbst verpflichtet. Ich habe gesehen, wie die andern, jeder in seiner Weise, das Irdische und Zeitliche an sich rissen, während mir das alles entging; aber ich habe keinen angegriffen — so konnten Sie auch geschwiegen haben. Aber dies ist zu thöricht. Doch das ist noch das Geringste dabei. Aber indem Sie mich zwingen, einmal so zu reden, bringen Sie es möglicherweise zu einer Katastrophe, der wir sonst vielleicht entgehen konnten, in jedem Fall noch einige Jahre, was ich beständig gewünscht habe. Es lebt unter uns ein Greis, dessen bedeutungsvolles Leben etwas ganz Bestimmtes ausgedrückt hat; es war mein Wunsch, daß alles unverändert bliebe, bis er unverstört durch eine Umwälzung seine Augen schließt, schmuck im Tode, wie sein Leben es war. Wie viel das mich beschäftigt hat, weiß keiner als ich, der ich gerade von Anfang an ihm nie verhehlt habe, wie uneinig ich mit ihm war — wie einig ich auch vom ersten Anfang an mit mir selbst darüber war, daß er groß ist, der einzige auf unserm Schauplatz, wie es auch seine Macht ist, die Sie, Professor Martensen, trägt. Bricht es nun früher, Prof. Martensen, so grüßen Sie ihn von mir, und sagen, was die

Wahrheit ist, daß es Ihre Schuld war, Ihre täppische Wichtigthuerei, während sie erkenntlich sein mußten, daß Ihnen schonend die Freiheit eingeräumt war zu schweigen."

Kierkegaard sah gewiß richtig, daß Martensen wesentlich nur augenblickliche Bedeutung hatte, Bedeutung für eine Generation, aber das war ja gerade auch die Generation, gegen die Kierkegaard sich zunächst verpflichtet fühlte. Doch Kierkegaard überwand sich, er blieb seinem Wunsche treu, die Sache hinzuhalten, solange Mynster lebte. Und es ist wie ein Zeugnis Gottes, daß es ihm gelang, daß ihm vergönnt war, so lange warten zu können und doch noch zu sagen, was ihm im Herzen brannte. Er überlebte den 38 Jahre älteren Mann um nicht ganz zwei Jahre.

Nach Mynsters Tode (Januar 1854) war es dann richtig Martensen, der Kierkegaard die zwingende Veranlassung gab frei herauszusprechen. Er feierte Mynster in einer Gedächtnisrede als einen von den rechten Wahrheitszeugen, als ein Glied in der heiligen Kette der Wahrheitszeugen von den Tagen der Apostel her, der in prophetischer Kraft allzeit bereit war sich für die Gemeinde zu opfern — während nach Kierkegaards Überzeugung gerade die Aufrichtigkeit in Mynster war, daß er vor Gott und sich selbst willig war einzugestehen, daß er keineswegs ein Wahrheitszeuge war. In einer nachgelassenen Schrift versichert auch Mynsters Sohn, daß sein Vater häufig einen Vers brauchte, der etwa beginnt:

Zum Glanz der Märtyrerkrone darf mein Aug ich nicht erheben.

Kierkegaard wartete dann noch so lange bis Martensen zum Bischof ernannt war. Dann erst begann er seinen ent-

scheidenden Einspruch, um dem Spiel mit den christlichen Idealen ein Ende zu machen.

Es ist bezeichnend, daß jetzt die Freunde Martensens sagen: nun sind ja beide tot, nun laß doch die Sache zwischen Kierkegaard und Martensen ruhen. Aber hier behauptet nun die Geschichte ihr Recht und es ist um so weniger unbillig gegen Martensen, da er die dreißig Jahre, um welche er Kierkegaard überlebte, reichlich ausgenutzt hat, um den Toten ins Unrecht zu setzen. Da war ihm ja erst recht die Freiheit eingeräumt zu schweigen. — N. Teisen macht in der angeführten glücklichen Besprechung dieser Sache darauf aufmerksam, daß Martensen, während er heftig gegen Kierkegaard und seine Feststellung der Ideale polemisiert, ihm in derselben Ethik stillschweigend an anderer Stelle recht giebt gerade in Bezug auf den Begriff Wahrheitszeugen (2,400 im Gegensatz zu S. 235 nach der dänischen Ausgabe). Aber eben auch nur stillschweigend und ohne freimütiges Eingeständnis.

Bei seinem letzten Auftreten äußerte Kierkegaard kurz, daß er es so lange hingehalten habe auch aus Pietät gegen seinen Vater. Man verstand nicht, was das sagen wollte, und hielt sich darüber auf, aber in dem historischen Abstand sieht man nun wohl nicht schwer, welche Größe in dieser Pietät liegt, die er unter allen Umständen bewahrte.

* * *

Dieselbe Treue und Beständigkeit im Lieben bewies Kierkegaard von seiner Liebesgeschichte her.

Ist sein Vater der Mensch, welcher menschlich gesehen

am meisten an ihm verschuldet hatte, so fühlte sich Kierkegaard Regine Olsen gegenüber am meisten verschuldet — und da ist es doch bezeichnend, daß er sich nach beiden Seiten gleich erwies.

Als in seinem 27. Jahr die Liebe zu Regine Olsen ihn ergriff, da erwachte so stark die Hoffnung und die Sehnsucht auch einmal glücklich und seines Lebens froh zu werden wie andere Menschen. Seine ursprüngliche, ihm selbst unerklärliche Ahnung, daß er bestimmt sei geopfert zu werden, meinte er als schwermütige Idee beiseite lassen zu können. Daß er in jener Ahnung und durch seine Erziehung schon anderweitig „verlobt" war, verstand er noch nicht. So ward er gleichsam gefangen. Hätte ihn nicht die neue Hoffnung auf Lebensglück geführt, hätte er seine sonstige Sicherheit die Verhältnisse zu überschauen gebraucht, so konnte er sich mit seiner Geistesmacht die Geliebte in ferner Berührung sichern und inzwischen von Grund aus erwägen, ob er heiraten könne. Dann kam er leichter davon, aber sie wahrscheinlich schwerer. Nun wurde seine Liebe in der ängstigendsten Weise unglücklich; er litt unbeschreiblich, daß er abbrechen mußte, weil er die sittlich-religiöse Verpflichtung der Ehe, die er nach seiner Art in ihrer ganzen idealen Größe wahrnahm, nicht auf sich nehmen konnte. Daß er nicht ausführen konnte, was er unternommen hatte, während so gut wie jeder es leicht auf sich nimmt, das demütigte seinen Stolz und brach sein Selbstbewußtsein. Er mußte hier zum zweiten Male darunter leiden, daß er keine Unmittelbarkeit hatte, und erlebte in der ursprünglichsten Weise jenes Elend des Menschen, daß das Ethische ihn nur schuldig macht und

das Selbstbewußtsein des Geistes bricht, der sich selbst behaupten will. Aber daß er dies bei dieser Geschichte so bitter erlitt und so zermalmend empfand, liegt wesentlich in seiner Ritterlichkeit. Denn im Grunde blieb er sich ja gerade treu darin, daß er an den Idealen um jeden Preis festhielt. Aber darauf wollte er nicht sehen, damit wollte er sich nicht trösten, sondern sah auf seine Verpflichtung gegen sie, daß er sein ihr gegebenes Wort nicht einlösen konnte.

Von all der Hochherzigkeit und dem Seelenleiden, von der geängstigten Sympathie und den aufopfernden Anstrengungen ihr zu Hilfe zu kommen, nicht sich sondern sie frei zu machen von jeder schmerzlichen und drückenden Erinnerung, erzählen die Stadien. Ich will das hier nicht wiederholen, zumal ich schon in den „Noten zu Kierkegaards Lebensgeschichte" einige Bemerkungen dazu gemacht habe. Hier will ich nur in kurzen Zügen seine spätere Stellung zu seiner Verlobten zeichnen.

Wie schon die Stadien andeuten, war seine sympathetische Angst um sie eigentlich überflüssig gewesen, oder erschien doch nachträglich so. Es ging alles glücklich ab. Schon 1½ Jahr nach Aufhebung der Verlobung verlobte sie sich aufs neue und in der Weise, welche die später geschriebenen Stadien auch gerade deshalb als die glücklichste begrüßen; sie verlobte sich nämlich mit dem, welchem sie schon geneigt gewesen war, ehe Kierkegaard ihr nahe kam. Sie kehrte also in gewissem Sinn zu ihrer ersten Liebe zurück. Mit Humor sprach deshalb Kierkegaard unter seinem letzten tödlichen Leiden davon, wie es ihn einst geängstet hätte, daß sie, um einer Verzweiflung Ausdruck zu geben, Gouvernante werden

möchte — und nun sei sie es geworden, da ihr Mann Gouverneur in den dänischen Kolonien geworden war.

Er hatte seine Schuld bereut und gebüßt, so konnte er, wenn er zu hochherzig war, die ironische Auffassung zu wählen, sehr gut den glücklichen Ausgang dankbar hinnehmen und die Sache abgethan sein lassen. So würde wohl so ziemlich jeder gethan haben — um so mehr, da man ziemlich allgemein auch den für einen Heros ansieht, der eine solche Liebesgeschichte ohne Reue sich wegdichtet. Da zeigt sich nun die Geschlossenheit und Beständigkeit in Kierkegaards Persönlichkeit. Seine Seele ist zu ritterlich um vergessen zu wollen, was sie so tief und so stark erfüllt hatte. Sie hatte ihn beim Abschied gebeten, ihrer manchmal zu gedenken; das hatte er zugesagt, und dieses Wort löst er in der ritterlichsten Weise ein. Mit allem Scharfsinn der Liebe, und die Liebe ist ja reichlich so scharfsichtig und so erfinderisch wie der Haß, wird die Erinnerung so gewendet, daß er ihr in Dankbarkeit verbunden bleibt. Nicht daß er das Verhältnis idealisierte und phantastisch ausgestaltete; davon ist bei seinem unbestechlichen Wahrheitssinn und Wirklichkeitssinn keine Rede. Mit aller Nüchternheit beurteilt er beständig das Verhältnis und das Verhalten wie Frater Taciturnus in den Stadien; aber seine Reflexion dringt beständig dahin durch, daß er ihr viel, ja unbeschreiblich viel zu danken hat. Nicht bloß, daß sie ihn zum Verfasser gemacht, sie hat ihn auch weich gemacht und hat ihn durch die Schuld und Seelenangst in ein ernstliches Verhältnis zu Gott und Christus gebracht, das dankt er ihr lebenslang.

Um ihretwillen schrieb er seine ersten Werke, Entweder-

Oder ebensowohl wie die religiösen Reden; sie waren zunächst auf Regine Olsen berechnet. Die Sympathie mit ihr, das sehnliche Verlangen, ihr zu helfen, brachte ihn in die Spannung, in welcher die Schwermut so weit überwunden ward, daß er zu handeln begann. Und wie so seine ganze Verfasser-Wirksamkeit, die sein Lebenswerk wurde, von Anfang an ihr geweiht war, so wünschte er sie ihr auch zu widmen, so weit sie eben einem Menschen zugeeignet werden konnte. So weit dies die Verhältnisse gestatteten, führte er den Gedanken bei den zwei Abendmahlsreden vom Jahr 1851 aus, in denen, wie das Vorwort sagt, die schrittweise vorschreitende Verfasserwirksamkeit ihren entscheidenden Ruhepunkt sucht. Seit Jahren hatte er mancherlei Entwürfe zu dieser Widmung niedergeschrieben; die Verhältnisse gestatteten aber nur einen verhüllten Ausdruck. Noch in einem Artikel aus seinem letzten Jahre, der nicht zum Abdruck kam, hatte er wehmütig gesagt, daß er ihr nächst seinem Vater am meisten schulde, und dem Dank nicht Ausdruck geben könne (9,430).

In den Stadien ist erzählt, wie sie einst Beschlag auf sein Gottesverhältnis legte, um ihn zu binden, und wie er dort voraussagte, so blieb es, sie blieb in sein Gottesverhältnis eingeschlossen. All seine tiefe Sympathie, sein liebevolles Rücksichtnehmen auf die Menschen, von dem später zu reden ist, gipfelt beständig in ihr, wie er ja durch sie Sympathie gelernt hat. Sie repräsentiert gleichsam die andern Menschen, „den Nächsten", und vertritt vor ihm den Anspruch der Zeitgenossen auf Berücksichtigung. An sie denkt er zunächst, und muß erwägen, welchen Eindruck sein Vorgehen machen könne, ob es auch nicht verstörend wirkt, wenn

er dies oder das thut, so oder so handelt. Man kann gut sagen, sie ist ihm im edelsten Sinn „die Nächste", ja man kann sagen, in der Rücksichtnahme auf sie, in der Verantwortung für sie durchleidet er dieselben Anfechtungen, wie ein Ehemann, der Entscheidendes wagen soll, und an seine Frau denkt, was sie dabei empfinden wird. Wenn ihm z. B. durch die Verhältnisse angeregt die Frage andringt, ob er nicht in entscheidender Weise in Armut leben soll, und er erwägt, ob er es bei seiner körperlichen Gebrechlichkeit vermag — da taucht sofort der Gedanke auf, wie er ihr dadurch fremd und beirrend werden würde. Und so wiederholt in den letzten Jahren; wenn er in entscheidender Weise ausdrücken möchte, daß es gilt um jeden Preis der Rettung des Geisteslebens nachzutrachten, so fällt ihm aufs Herz: „von der Art Christentum hat sie keine Ahnung; greife ich das, führe ich das durch, so ist eine Religionsverschiedenheit zwischen uns." Sie ist nicht seine Dame im romantischen Sinn, und Unmittelbares und Unwillkürliches ist sehr wenig dabei. Kierkegaard ist ein Willensmensch, und bewies das gerade auch ihr gegenüber wie in der Verlobungszeit so nachher. Er will ihr alle Ehre, alle Rücksicht geben; sie hat ihn bei Gott gebunden, so will er sich auch vor Gott ihr verpflichtet wissen. Darum denkt er so an sie.

Gerade deshalb ist dieses Festhalten der ersten Liebe ein Ausdruck der Größe Kierkegaards und hat Idealität. Man kann gut an Abälard und Heloise denken, aber das Verhältnis ist in jeder Weise zarter — und ohne gegenseitigen Verkehr. Wie hochherzig es Kierkegaard durchführte bei all seinem Verlangen ihre ausdrückliche Vergebung zu

haben, läßt sich jetzt noch nicht im einzelnen darlegen. Gottsched hat bei der Herausgabe der nachgelassenen Papiere Kierkegaards sicherlich in Kierkegaards Sinne geurteilt, daß dies einer spätern Zeit vorbehalten werden mag. Und daß da einzelne Züge fehlen, wehrt der Gegenwart nicht seine Seelengröße auch in der Durchführung seiner unglücklichen Liebesgeschichte zu sehen.

Die Thormythe achtet für den schwersten Streit des Geistes den mit der Zeit. Kierkegaard bestand in diesem Streit, und behauptete sich unverändert in der Zeit; das nächste ist, daß er auch seiner Zeit standhielt, und sich im stärksten Umschlag unverändert bewahrte.

2.

**Justum et tenacem propositi sui
non civium ardor prava jubentium
non vultus instantis tyranni
mente quatit solida. —**

Der Streit mit einem Witzblatt ein eingreifendes Kapitel in der Lebensgeschichte und Lebensentwicklung — das hat man als Beweis angeführt, wie arm das Leben an Handlung sein müsse. Aber vielleicht ist es doch nicht so schwer zu sehen, wie viel sich in einer kleinen Sache offenbaren kann.

Wenn eine edle That auf Eingebung des Augenblicks geschieht, da versteht man leicht und sieht das Edle darin. Wenn Reflexion vorangeht, wird das Verständnis schwieriger, und um so mehr, je vielseitiger die Reflexion ist. Und doch kann von Handeln im vollen Sinn nur die Rede sein, wenn die Überlegung vorausgeht, welche die Möglichkeiten erwägt; nur in der That, die aus bewußtem Entschluß kommt, offenbart sich die Persönlichkeit. — Hätte Kierkegaard den Angriff auf jenes Witzblatt M. Goldschmidts „den Corsar" allein deshalb gemacht, weil er gerade einen an dem vergifteten Pfeil sich krümmen sah, oder den unmittelbaren Eindruck bekam, wie auflösend die herunterreißende Ironie des Blattes wirkte, dann sähe jeder wohl das Wackere in der

That. Oder wenn hier zuträfe, wovon Kierkegaards Frater Taciturnus kurz vorher in den Stadien redete, daß gerade ein sehr kluger und thatkräftiger Mann wohl einmal gewissermaßen ohne Überlegung handelt, indem er plötzlich an einem einzelnen Punkte eine entscheidende Handlung einsetzt, weil alles so tötend ideelos geworden ist, um Bewegung in all das tote Fleisch zu bringen! Doch Kierkegaard handelte aus umfassender Reflexion, wie sie ja bei ihm allzeit wach ist und nach allen Seiten ausschaut.

Das Blatt war ein Übel für Dänemark bei den kleinen Verhältnissen. Es vertrat die auflösende Reflexion, die alles entwertet, und weckte die Freude am Herunterreißen des Hervorragenden und Angesehenen. Auch wenn sich der Witz und die Karikatur zunächst gegen das öffentliche Wirken eines Mannes richtete, traf er sofort das private Leben mit der Pein der Lächerlichkeit, weil jeder bald von allen gekannt war, und die niederen Klassen, für die noch entscheidend war, wenn so etwas über einen Mann schwarz auf weiß gedruckt wurde, zu dem Publikum des Blattes gehörten. Daß etwas gegen das Blatt gethan werden mußte, war die allgemeine Überzeugung der Besseren; gerichtliches Einschreiten war erfolglos, da Eckensteher, Anstreicher u. s. w. als verantwortliche Redakteure genannt waren, welche die Strafen absaßen. Aber keiner wagte etwas zu thun, denn Goldschmidt hatte entschiedenes Talent lächerlich zu machen, und so gut wie alle Welt war sein Publikum.

Als Kierkegaards Werke in Zwischenbemerkungen gefeiert wurden, dachte er die Gelegenheit zu benutzen, und es sich zu verbitten, in diesem Blatt gerühmt zu werden. Doch

war dieser Anlaß wenig günstig, und der Angriff nicht schwer zu parieren, da nur die gedichteten Verfasser Kierkegaards, nicht er selbst, genannt waren. Da kam ein günstigerer und bestimmender Anlaß, da P. L. Möller in seiner „Gäa“ die Stadien in taktlosester und verdrehender Weise besprach. Die „Leidensgeschichte“ wurde ins Gegenteil verdreht, als handle es sich für den Helden darum, sich selbst los zu machen, aber „sie“ für immer an sich zu binden, sie möge sich verheiraten, mit wem sie wolle. Ja, daß es für ihn nur ein Experiment gewesen sei, sie einzuspinnen und bei lebendigem Leibe zu secieren. Zwar wurde mit keiner Silbe angedeutet, daß es Kierkegaards eigne Geschichte sei, aber es war doch mindestens eine da, auf welche diese Verdrehung äußerst verwirrend und demütigend wirken konnte. So zwang ihn die Rücksicht auf seine frühere Verlobte zu einer einschneidenden Antwort. Diese Gelegenheit benutzte er sich zu verbitten im Corsar gerühmt zu werden, dessen Gewerbe es sei, ehrenwerte Leute herunterzureißen. Der Anlaß dazu war gegeben, da sich P. L. Möller im Verfasserlexikon als Mitarbeiter des Corsar bezeichnet hatte.

Eine eigne Rücksicht machte ihm erwünscht, gerade jetzt das gefürchtete Witzblatt herauszufordern. Das Erscheinen eines großen Werkes, der abschließenden Nachschrift, stand bevor, in der er seine bisherigen pseudonymen Schriften aufnahm, und den großen Gang darin, den keiner verstanden, aufzeigte. Er besorgte, das Buch möchte ihm zu viel Ansehn schaffen. Gewiß eine seltene Besorgnis; aber doch in Wahrheit nur eine seltene Besorgnis, nicht eine seltsame. An dem gemessen, was alle thun und alle recht und selbstverständlich

finden, ist Kierkegaard freilich in vielerlei Weise ein Sonderling, und wem das allgemein geübte ohne weiteres das Wahre und Rechte ist, wird in ihm auch nichts anderes als einen Sonderling sehen. Denn so gut wie alle nehmen für ihr Arbeiten und Streben willig Ehre und Anerkennung entgegen, und beklagen sich als über eine Unbilligkeit, wenn sie ihnen nicht oder nicht genügend zu teil wird. Kierkegaards Sinn widerstrebte es, davon Ehre und Ansehn zu haben, daß er der Wahrheit diente.

Er will und kann es nicht anders verstehen, als daß jede Darstellung des Guten und Wahren dem Hörer oder Leser zum Bewußtsein bringen soll, daß er selbst es mit dem Guten und Wahren zu thun hat. Wird die Darstellung oder der Darsteller Gegenstand der Bewunderung, so ist das eine Zerstreuung, eine Ablenkung, und so weit sie veranlaßt ist: ein Betrug des Hörers und ein Betrug gegen die Wahrheit. Für Kierkegaard spitzte sich das noch schärfer zu. Was er gethan, achtete er für dichterische Darstellung der Wahrheit, der er selbst nachjagte, die er aber noch nicht ergriffen hatte. In der persönlichen Verwirklichung der Wahrheit fühlte er sich unvollkommen und schuldig. Laß einen Ehre davon nehmen, daß er die Wahrheit übt und das Gute verwirklicht — aber sich feiern zu lassen, daß man die Wahrheit weiß, ehe man sie wirkt, das muß doch dem widerstreben, der gegen sich selbst und die Wahrheit aufrichtig ist. Und nun war sich ja Kierkegaard noch dazu gewiß: wenn er persönlich in seinem Leben stärker als bis dahin ausdrückte, was er dichterisch darstellte, so würde ihm das Gegenteil widerfahren. Denn, was es von den Zeitgenossen einbringt, die Wahrheit

nicht bloß darzustellen, sondern zu sein, davon hatte er ja von Kindheit auf einen unverlöschlichen Eindruck aus dem Leben dessen gewonnen, der sich die Wahrheit selbst nennen konnte, und der angespieen wurde. Sich wegen der Darstellung der Wahrheit feiern lassen, bedeutete ihm also Ehre davon nehmen, daß man der Wahrheit unvollkommen dient, und das erschien ihm wie eine Unanständigkeit. Wie ungewöhnlich auch dieser Gedankengang ist, man kann doch verstehen, daß ein hoher Sinn darin liegt, und auch verstehen, daß er den Sinn jenes Wortes trifft: wehe euch, wenn jedermann wohl von euch redet! Ein Ironiker, ein stoischer Weiser könnte ganz ähnlich handeln, er könnte die Bewunderung von sich abschütteln, um sich selbst zu behaupten und weil er die Menschen samt ihrer Bewunderung verachtet. Bei Kierkegaard aber war es Treue gegen die Wahrheit und Liebe zu den Menschen, daß er sie nicht betrüge, nämlich nicht betrüge um ein selbständiges Verhältnis zur Wahrheit, wenn sie in Bewunderung hängen bleiben und ins Schwärmen kommen.

Unnötige Sorge, schwermütige Bekümmerung war das übrigens nicht. Ich erwähnte schon, daß Professor Hauch jenem P. L. Möller, nachdem Kierkegaard ihm geantwortet hatte, einen verbindlichen Trostbrief schrieb, und darin doch das Geständnis nicht zurückhielt, daß er Kierkegaard für ein außerordentliches Phänomen, für einen Heros halte. Als ein weiteres Zeichen will ich anführen, daß kurz vorher, im Sommer 1845, der König Christian VIII. wiederholt den Wunsch äußerte, Kierkegaard zu begegnen. Auf die Mitteilung jenes Wunsches antwortete Kierkegaard damals, er

wisse wohl, daß es seine verdammte Pflicht sei, solchem allergnädigsten Wink zu folgen, aber er habe kein Tellerchen, um den Pfannkuchen zu präsentieren. Sein Geist möge gut genug sein, aber er habe keinen Körper dazu. Das bat er dem König zu sagen. Noch bezeichnender ist vielleicht das Geständnis Goldschmidts in seinen Lebenserinnerungen, daß er und P. L. Möller von Kierkegaard begeistert waren und für ihn schwärmten. — Kurz es war nicht mehr so, daß Kierkegaard Bewunderung haben konnte, wenn er ein wenig entgegenkommen wollte, sondern seine außerordentliche Zurückhaltung in ironischer Maskierung reichte nicht mehr aus, das Gefeiertwerden abzuwehren.

So entsprach nach dieser Richtung der Schritt gegen den Corsar ganz der Lage. Nicht daß er ihn deswegen leichten Herzens gethan hätte. So ist auch Kierkegaards Größe nicht, daß ihm das Niedere, das Allgemein-menschliche fremd gewesen wäre; auch bei ihm ist die Größe die, daß er das Niedere überwindet. Die Liebe zu den Menschen begehrt ja doch auch Gegenliebe und den direkten Ausdruck, das offene Einverständnis in gegenseitigem Werthalten. Gerade bei seiner Sympathie mit den Menschen, bei seinem angestrengten Arbeiten ihnen zu helfen, empfand er jenen Verzicht als ein schweres Opfer, als eine schmerzliche Selbstverleugnung.

Und Goldschmidt? — denn auch auf ihn achtete seine Reflexion. Er hatte Interesse für Goldschmidt und hielt ihn unter der jüngeren Generation für besonders tüchtig im ästhetischen Gebiet etwas Wertvolles zu leisten. Und da Goldschmidt seine Hilfe suchte, um Schriftsteller zu werden,

versuchte er gern ihn in richtiges Fahrwasser zu bringen, ihm „Idee“ zu geben, die ihm fehlte, besonders aber ihn vom Corsar abzubringen. Das Blatt war zunächst eine Pflanze der Opposition; es schlug auf Christian VIII. und die Regierung los. Kierkegaard sagte ihm, daß abgesehen von der Unsittlichkeit in dieser Zeit das Angreifen der Regierung auch dumm wäre, weil ideelos. Sollte in solchem Unternehmen Idee sein, so müßte es mit Dialektik und persönlichem Mut die Ironie gleichmäßig nach allen Seiten kehren. Goldschmidt benutzte den Wink, sank aber bald wieder so weit herunter, daß er das Privatleben angriff und ziellos ironisierte. Da hoffte Kierkegaard ihn von dem Blatt abzubringen, obgleich er viel Geld damit verdiente, wenn er es nachdrücklich zu einem verächtlichen Blatt stempelte. Zugleich machte er damit die Probe darauf, wie viel in Goldschmidt war; ob er sagte: nein, Kierkegaard greife ich nicht an, oder doch sich nur gegen den Angriff des Frater Taciturnus wendete, nicht gegen das, was er bewundert hatte. In diesem Falle wollte ihn Kierkegaard bei einem anständigen ästhetischen Journal anbringen, und sich mehr mit ihm einlassen. Er bestand die Probe nicht; er konnte schmähen, was er eben bewundert hatte, und im stillen noch bewunderte. Die Probe wurde allerdings streng durchgeführt. Goldschmidt machte einen Versuch Halt zu haben, d. h. sich von Kierkegaard halten und führen zu lassen. Als der Artikel gegen P. L. Möller mit der Herausforderung an den Corsar in Fäderlandet erschienen war, kam Goldschmidt zu Kierkegaard mit den Worten: haben Sie den Artikel gelesen, er ist für Möller völlig vernichtend. Weiter sagte er dann,

er begriffe nicht, daß Kierkegaard so viel für Fäderlandet thue, Ploug (der Chefredakteur) sei doch nicht groß besser als er. Kierkegaard verstand gut, daß Goldschmidt sich wollte sagen lassen, was er thun solle. So bot sich ihm die von jedem klugen Manne gesuchte Gelegenheit, mutig und verdienstvoll zu handeln, zugleich aber die Folgen für seine Person durch Liebenswürdigkeit und private Verständigung mit den Gegnern abzuwehren. Jeder solche kluge Mann mag es unbegreiflich finden, daß Kierkegaard diese Gelegenheit unbenutzt ließ. Nun, er war eben zu stolz dazu, oder — zu wahrhaft, um Komödie zu spielen. Er begegnete Goldschmidt kühl und zurückhaltend; dieser sollte eben selbst sein Verhalten wählen und sich darin offenbaren.

So kam Kierkegaard in den Corsar. Goldschmidt und Möller thaten ihr möglichstes durch Wort und Karikatur ihn lächerlich zu machen. Dem gegenüber hatte er die Geistesstärke des Sokrates, da ihn Aristophanes auf die Bühne brachte, und er hatte eine Kraft mehr als Sokrates in seinem innerlichen Gottesverhältnis, daß er sich nicht bloß über Spott und Kränkung erheben, sondern sie auch innerlich in Selbstverständnis umsetzen konnte. Doch die Wirkung war größer, als er vorausgesetzt hatte. Es fiel nicht bloß eine beständige komische Beleuchtung auf ihn, in der er willig seine Überlegenheit gleichsam büßen und die Bewunderung abkühlen wollte — sondern sein Verhältnis gerade zu den geringeren Klassen wurde auf Jahre hinaus gestört. Es war seine Erholung sich unter den Menschen zu bewegen, die Leute zu sehen und zu hören, wie er das in den Stadien S. 495 schildert. Aber es war auch mehr. Er hatte eine

Genialität mit den Menschen sprechen zu können, und den durchdringenden Blick ihre Stimmung, ihren augenblicklichen Gemütszustand zu verstehen, um mit einem Wort ihnen in der einen oder andern Weise zu Hilfe zu kommen. Es war seine Freude, so im Vorübergehen, im Begegnen einige Worte zu wechseln, bald mit dem, bald mit jenem eine Strecke zu gehen und damit die für seine Gesundheit notwendigen Spaziergänge auszufüllen. Nun war das vorbei. Die hämischen Bosheiten des Corsar brachten gerade den gemeinen Mann, mit dem Kierkegaard besondere Sympathie hatte, teils zu der Meinung, daß er sinnesschwach sei, ein verrückter Philosoph, teils zu der Überzeugung, daß er verächtlich sei und herzlos die Menschen bloß zum Gegenstand seiner Beobachtungen mache. Daß er all die Verhöhnung, die jeder las, für nichts achtete, daß er sich weiter bewegte, als wäre nichts geschehen, verstand natürlich die Menge, in der keiner das hätte aushalten können, nicht als Größe, sondern als Frechheit oder Unverschämtheit; er schämte sich ja nicht, daß er lächerlich gemacht wurde. Da begegnete ihm nun Tag um Tag auf der Straße höhnisches Grinsen. Es waren Mückenstiche — aber auch Mückenstiche peinigen, wenn es Hunderte und Tausende sind, wenn es Jahr um Jahr so fortgeht, wenn die Verständigung mit den Menschen durch solches Mißverständnis unmöglich gemacht ist, wenn es unmöglich ist zu helfen, wie man möchte und könnte — weil man für verrückt oder für schlecht gilt.

Das ging so weiter. Noch vier Jahre später schreibt er in seinem Tagebuch: „Es ist doch etwas unbeschreiblich Wehmütiges in meinem Leben. Ich wünschte mit dem gemeinen

Mann zu leben, es befriedigte mich so unbeschreiblich freundlich und mild und aufmerksam und teilnehmend gegen die Klasse zu sein, welche in dem sogenannten „christlichen Staat“ nur allzu verlassen ist. Vielfach war es nur unbedeutend, was ich thun konnte, aber doch kann es gerade für diese Art Leute Bedeutung haben. Laß mich ein Beispiel nehmen, wie ich sie dutzendweise habe. Da sitzt im Bogengange ein ältliches Amagermädchen und verkauft Früchte. Sie hat eine alte Mutter, für die ich zuweilen eine Kleinigkeit gethan habe. Wenn ich die nun nehme, wesentlich habe ich nichts gethan, aber es vergnügte sie doch, es ermunterte sie, daß jeden Morgen ein Mensch kam, den sie für glücklich halten mußte, und daß er niemals vergaß, ihr guten Tag zu sagen, zuweilen auch ein paar Worte mit ihr sprach. O in Wahrheit, gerade diese Art Flaneure, wie ich war, braucht der christliche Staat, wenn doch ein klein wenig das himmelschreiende Unrecht gut gemacht werden soll, das in diesem Dasein ist. Denn alle greifen nach höheren Beziehungen und Stellungen in der Gesellschaft, und haben sie erst diese — wer kümmert sich dann um den gemeinen Mann im Volk. Ein solcher Flaneur ist eine Copula. Wie ermunternd für die Klasse, welche sonst im Vorzimmer stehen und warten müssen und kaum ein Wort anbringen können, daß ein Mensch da ist mit hundert Augen gerade für ihre Leiden, und der sich doch die Welt der Vornehmen gesichert hat.

O, ob das auch zum Teil Schwermut in mir war, es ist doch auch Christentum.

Das ist nun wesentlich verstört. Für diese Leute lebe ich nun als eine Art Halbverrückter — nun kann ich ihnen

nichts nützen, nun muß ich auch den Blick zurückhalten wie mich selbst, damit ich nicht förmlich wie ein Verrückter Auflauf um mich sammle.

Und das geht gerade von der Zeitungslitteratur aus, die vorgiebt, den gemeinen Mann gegen die Vornehmen zu schützen."

Litt er so durch die Entfremdung des gemeinen Mannes, so schmerzte ihn auch das Verhalten der Einsichtigeren und der Bekannten. Ehe er den Schritt that, kannte er bei seiner außerordentlich ausgebreiteten Bekanntschaft nicht einen einzigen achtungswerten, rechtschaffenen Mann, der nicht das Treiben des Corsar für eine Schande hielt und der Meinung war, es müsse etwas geschehen. Aber als es Kierkegaard gethan hatte, da ließen ihn alle im Stich; da es arg wurde, meinten sie: er mußte sich dem nicht aussetzen, oder auch: er hat es ja selbst gewollt! Nur zwei oder drei allgemein geachtete Männer brauchten öffentlich ihre Zustimmung zu Kierkegaards Vorgehen auszusprechen, so war die Sache gethan. Professor Heiberg, der bis dahin als das Haupt der ästhetischen Litteratur galt, dankte Kierkegaard in den stärksten Ausdrücken, aber privatim, ebenso unter andern die Redakteure des Fäderland und des Folkeblad; sie empfanden es wie einen persönlichen Dienst, aber keiner gab dem öffentlich Ausdruck, wodurch doch der Menge ein anderer Gesichtspunkt gegeben wäre. Er wurde von allen im Stich gelassen. Die Entschuldigung hat man freilich, daß Kierkegaard auf leise Anfragen, ob er etwas gethan haben wollte, antwortete: laßt es nur. Denn fühlte man nicht mehr und nicht deutlicher für seine Sache, dann war er nicht der

Mann darum zu bitten. Er, der Koterien für ein Übel hielt und ihnen von Anfang an entgegengetreten war, er blieb sich treu, auch als ihm etwas Koterie viel helfen konnte. Aber daß man ihn so im Stich ließ und damit seine That entkräftete, war noch das geringste; man machte selbst mit, und dieses Mitmachen der höheren Kreise bestärkte natürlich erst recht die Menge. Sein Vorname Sören war zum Spitznamen geworden, der täglich auf der Straße hinter ihm hergerufen wurde; wie gewöhnlich bei Leuten, mit denen die Menge auf den Straßen ihren Spott treibt. Seitdem erschien dieser Name auch fast regelmäßig in den Lustspielen; zuerst bei Hostrup, dann bei Carit Etlar, nachher brachte ihn auch Heiberg an, in dessen Stück auf der Bühne ein Hurra für Sören ausgebracht wurde zum Jubel für die Galerie. Es war ein Mitmachen, das völlig in Abrede gestellt werden konnte, wie immer bei solchen Gelegenheiten — und doch sehr merklich und wirksam ist. Dagegen unterließ man öffentlich jede Äußerung der Anerkennung, nicht bloß in Bezug auf den Schritt gegen den Corsar, sondern auch über seine damals erscheinenden Werke. So gut wie niemand besprach sie, niemand machte auf ihre Bedeutung aufmerksam, während sie von den Schriftstellern in der stärksten Weise geplündert wurden. Es war offenbar die Mißgunst auf die Überlegenheit des „großen Pseudonymen", wie man ihn nannte, die sich darin aussprach, jene übliche menschliche Mißgunst, welche die Edelsten stets am meisten erfuhren.

So offenbarte sich reichlich die menschliche Erbärmlichkeit, doch erlag ihr Kierkegaard nicht. Die Erbärmlichkeit gewann keine Macht über ihn, auch nicht einmal so weit,

daß sie ihn bewogen hätte gelegentlich heimzuzahlen, wie gut er es auch konnte. Als sich ihm z. B. der Gedanke sehr aufdrängte, daß er doch mit der Feder seinen Unterhalt erwerben müsse, bot ihm ein Blatt 100 Rigsdaler, ein für damalige Verhältnisse ungewöhnlich hohes Honorar, für einen Artikel gegen Heiberg, mit dem er viel abzurechnen hatte; aber all solches ließ er beiseite.

Wie übel er auch behandelt wurde, das macht ihn nicht zu einem Gegenstand des Mitleids; denn er erlag der Erbärmlichkeit nicht, und bedurfte auch nicht der Hilfe der andern, um zu siegen. Goldschmidt erzählt in seinen Erinnerungen, daß ihm Kierkegaard einige Zeit, nachdem er eine stehende Figur im Corsar geworden war, auf der Straße begegnete, und ihm einen Blick zuwarf, der ihn schlug; weshalb er von da an bedachte, den Corsar aufzugeben. Nach Kierkegaards Aufzeichnung war die Begegnung nicht so kurz. Er erzählt: „als dann die ganze Fülle von Schmähungen auf mich gewälzt war, begegnete ich Goldschmidt eines Tages auf der Straße. Er ging an mir vorbei; ich rief ihn und sagte: Goldschmidt! Er kam denn heran. Da sagte ich zu ihm, er solle mich begleiten. Ich sagte ihm nun, daß er doch vielleicht alles mißverstanden habe, was ich ihm bisher vorgehalten, wenn ich ihn ermahnte, seine Corsarthätigkeit aufzugeben; er habe vielleicht gemeint, ich unterhielte eine Art Verhältnis mit ihm, um nicht seinen Angriffen ausgesetzt zu sein. Nun könne er doch sehen, daß das Gegenteil der Fall sei. Ich wolle deshalb nun recht ernstlich wiederholen, was ich ihm gesagt habe. Das that ich. Ich legte ihm recht ernstlich aufs Herz, daß er von dem Corsar

fortmüsse. Und es war ebenso zum Lachen wie zum Weinen, da er mit Thränen in den Augen (wie er denn, was leicht bei dieser Art Leuten der Fall ist, leicht Thränen in die Augen bekam) sagte: „daß Sie so über mein ganzes Verhalten urteilen können und nicht ein Wort davon sagen, daß ich doch etwas Talent habe." — Goldschmidt trat am 1. Oktober 1846 vom Corsar zurück und reiste ins Ausland; auch P. L. Möller reiste fort.

Damit waren allerdings die Folgen ihres Thuns nicht aufgehoben, denn Goldschmidt gewann es nicht über sich, auch öffentlich sein Unrecht einzugestehen, und damit das Fortwirken seines Werkes zu hemmen. Kierkegaard wäre gern ebenfalls gereist zu seiner Erholung, aber er sah es für richtiger an da zu bleiben. Er siegte auch über das Lachen und Grinsen der Menge, er siegte damit, daß er unverändert blieb, ob er schon seine frühere Verkehrsweise nicht wieder aufnehmen konnte. Er war kein stoischer Weiser, darum schmerzte ihn die Behandlung, die er litt, aber er wurde auch kein stoischer Weiser, und das ist seine Ehre; er machte sich nicht unempfindlich in Menschenverachtung, wie groß auch die Versuchung dazu war. Er sagt wohl einmal: „schwermütig liebte ich die Menschen, nun bin ich entwöhnt;" aber er ließ nicht von der Liebe; und doch wäre ihm sein Werk sehr viel leichter geworden, wenn er sich von dieser Liebe zu den Menschen entwöhnt hätte. Wohl war sein ursprünglicher Eindruck von der Jämmerlichkeit der Menschen auf das eindringlichste und umfassendste bestätigt, aber er ließ ihn nicht die Herrschaft gewinnen, und hatte doch die Waffen sich zu rächen und die Kraft die Schuld büßen zu

lassen, indem er eine Katastrophe herbeiführte. Es ist wohl das am meisten Bewundernswerte bei Kierkegaard, daß er bei diesen Erfahrungen in einem Grade die Liebe zu den Menschen bewahrte, daß sie ihn bei jedem Schritt auf seinem Wege hemmte oder führte.

So weit zu überwinden, daß alle Ungerechtigkeit und Mißhandlung ihn nicht veränderte, vermochte er natürlich nur durch das Halten an Gott. In den Stadien hatte er vorher das Wort ausgesprochen: Der Religiöse ist der Weise! Das will sagen: das antike Ideal der menschlichen Überlegenheit über das Dasein, welches im „Weisen“ ausgeprägt wurde, ist überboten; „der Religiöse“ im christlichen Sinn ist stärker und größer. Dies Wort löst sein eigenes Leben ein.

Von Rousseau, dessen Spaziergänge im 4. Band der Bekenntnisse Kierkegaard vortrefflich nennt, den 5. Spaziergang ästhetisch unvergleichlich, sagt er sehr bezeichnend:

„Hier hat man ein Beispiel, was es bedeutet, nicht im Christentum erzogen sein.

Sein Leben enthält Analogien zu den eigentlich christlichen Kollisionen (das Gute thun und dafür leiden, das Gute thun und damit sich selbst und andere unglücklich machen). Das kann er nicht tragen; er klagt darüber, daß es ihn so unbeschreiblich lähmt. Wie sehr würde es ihn nicht gestärkt haben, wenn ihm recht deutlich bewußt gewesen wäre: dies ist die eigentlich christliche Kollision.

Aber da er von allem Christentum nichts weiß, wird er auf der einen Seite gelähmt, und auf der andern Seite

verfällt er in die Einbildung, er sei der einzige Mensch, der so gelitten habe.

Ihm mangelt das Ideal, das christliche Ideal, das ihm demütigend lehren konnte, wie wenig er doch im Vergleich mit dem Heiligen litt, ihm fehlte das Ideal, das ihn im Streben erhalten und verhindern konnte in dichterischem Träumen und Unwirksamkeit hinzusinken. Er ist ein Beispiel dafür, wie schwer dem Menschen das Absterben fällt."

So führte Kierkegaard auf seine frühe Einweihung ins Christentum zurück, daß er sich anders zu halten wußte. Und das that er. Er trug die Sache religiös und wendete sich mit ihr zu Gott. Hatte er erst gemeint durch das Halten zu Gott sich gegen die Menschen behaupten zu sollen, so lehrten ihn vielmehr die Menschen durch ihre Behandlung sich an Gott zu halten. Er betet darum, daß er die Liebe zu den Menschen bewahre, und da er so zu Gott davon redet, wird sein Sinn auch erhoben und frei.

Für ihn selbst bekam die Sache große Bedeutung. Er hatte keineswegs Christus oder die Apostel nachahmen wollen, aber er kam in eine streng christliche Situation, und da er sie religiös auffaßte, kam er gerade hierdurch in innerliches Einverständnis mit dem Christentum und mit sich selbst.

Besonders von seiner unglücklichen Liebe her lag ihm, wie gesagt, im Sinn, daß sein Weg nie da geht, wo Rosen gestreut sind, daß er dazu bestimmt ist, geopfert zu werden. Wie bei jeder Sendung Früchte einzelne, die oben aufliegen, für die andern und von den andern den Druck aushalten müssen, so war sein Gedanke, müssen in jeder Generation

einzelne für die andern preisgegeben werden, und davon war er einer. Diese Ahnung verfolgte ihn von früh an, und war nun immer bestimmter ausgearbeitet worden.

Sein schließliches Verständnis dieser Weise Gottes will ich hier voranstellen, wie es im Jahre 1852 von ihm ausgedrückt wird.

„Wie die kunstverständige Köchin bei einem Gericht, in dem schon eine Menge Zuthaten gemischt sind, sagt: „ein ganz kleines bißchen Zimt muß noch daran," und wir andern können kaum schmecken, daß dies kleine bißchen Zimt hineinkam, aber sie weiß ganz bestimmt warum und wie es in der Mischung des Ganzen schmeckt — wie der Künstler bei dem Kolorit eines ganzen Gemäldes, das von den vielen, vielen Farben gebildet ist, sagt: „da und da, an diesem Punkt muß ein klein wenig Rot angebracht werden!" und wir andern können vielleicht kaum entdecken, daß das Rote da ist, in dem Grade hat es der Künstler vertönt, während er ganz genau weiß, warum es angebracht werden sollte: — so bei der Weltregierung.

O die Weltregierung ist ja eine ungeheure Haushaltung, eine grandiose Malerei. Doch ist es bei ihm, dem Meister, bei Gott im Himmel, wie bei der Köchin und dem Künstler. Er sagt: nun muß ein bißchen Zimt hinein, ein bißchen Rot angebracht werden. Wir begreifen nicht warum, wir sehen es kaum, in dem Grade verschwindet das kleine bißchen in dem Ganzen, aber Gott weiß, wozu.

Ein klein bißchen Zimt! Das will sagen: hier muß ein Mensch geopfert werden; das gehört dazu, um dem Übrigen einen bestimmten Geschmack zu geben.

Das sind die Korrektive. Eine unselige Verirrung ist es, wenn der, welcher gebraucht werden soll, um das Korrektiv anzubringen, ungeduldig wird und das Korrektiv zum Normativ für die andern machen will; das ist ein Versuch, der alles verwirrt.

Ein klein bißchen Zimt! Menschlich gesprochen, welcher Schmerz, so geopfert sein, daß man wie ein klein bißchen Zimt ist! Aber auf der andern Seite, Gott weiß wohl, wen er wählt auf diese Weise zu benutzen, und dann weiß er doch auch in innerlichstem Verständnis das Geopfertwerden für ihn so selig zu machen, daß unter den tausend verschiedenartigen Stimmen, die jede auf ihre Weise dasselbe ausdrücken, auch die seine gehört wird und vielleicht gerade die seine in Wahrheit de profundis: Gott ist die Liebe! Der Vogel auf dem Zweige, die Lilie auf dem Felde, der Hirsch im Walde, der Fisch im Meer, zahllose Scharen froher Menschen jubeln: Gott ist die Liebe. Aber darunter, gleichsam tragend wie die Baßpartie im Musikwerk thut, unter all diesen Sopranen klingt das de profundis von den Geopferten: Gott ist die Liebe!"

Ja, so ist Verständnis und Frieden darin — aber welche Qual, wenn einer solche Bestimmung vorher sieht, ohne sich so darin zu verstehen. Die meisten „Geopferten" gehen mit unmittelbarer Begeisterung an ihre Aufgabe mit der Zuversicht zu siegen. Deswegen können sie auch hinreißen, wie unmittelbare Begeisterung immer hinreißend ist. Wenn es sich dann anders zeigt, und sich zeigt, daß er geopfert wird, so hält er vielleicht aus, er ist gebunden, er kann nicht anders. Wer die Folgen für sich und die Schuld

für die andern, die damit verknüpft ist, im voraus sieht, der hat einen unvergleichlich schwereren Gang. Er thut die ersten Schritte nicht getragen von der Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit, sondern unter dem Druck der ängstigendsten Verantwortlichkeit; er weiß ja die Folgen! — Da giebt es ja, wenn man sich umsieht, genug dankenswerte Aufgaben: Pietät und Rechtschaffenheit, Lebensmut und Gemeinsinn, Gottvertrauen und Berufstreue bedürfen der Ermunterung und Stützung; da ist Dank zu verdienen. Warum dem Guten und Wahren den hohen Ausdruck geben, der die Menschen reizt! Und das unternehmen und während man sich selbst keineswegs so gut fühlt, doch darum leiden, daß man das Gute in seiner ganzen Hoheit entgegenhält. Und weil man sich selbst keineswegs gut fühlt, muß man ja bei dem Widerstand, bei der Erbitterung der Menschen beständig denken: wärest du sanftmütiger, liebevoller, besser, dann spräche es wohl die Menschen besser an. Denn bei der eignen Unvollkommenheit will es sich so schwer festhalten lassen, daß es gerade, je besser, je liebevoller in christlichem Sinn einer wird, um so übler ihm ergeht. Doch war Kierkegaard der Lebensgang Jesu so tief in die Seele gebrannt, daß er wieder als vor einer Blasphemie von dem Gedanken zurückschreckte, daß es dem Guten auf Erden gut gehe, daß der Liebevolle bei den Menschen gut gelitten sei. Und Jesu Vorgang ruft ja seine Jünger zur Nachfolge.

Für eine so gewaltige und so schwermütige Reflexion wie die Kierkegaards ist das ein so strenger Weg, daß man gut sein Wort versteht: war ich nicht reuig, so mußte ich mich am Christentum ärgern. So gab er wohl dem Christen-

tum recht, aber er zweifelte, ob er je in vollem Ernst darauf eingehen könne. Noch die abschließende Nachschrift war in diesem Bewußtsein geschrieben. Der Druck seiner allzu klaren Erkenntnis lag so schwer auf ihm, daß er nicht vorwärts gehen konnte. Wohl war es sein Entschluß, der Sache des Christentums zu dienen, es für die andern darzustellen und festzustellen, ohne selbst in entscheidender Weise darin zu leben. Sein Gedanke war, nach der Herausgabe dieses Werkes ein Pfarramt zu übernehmen und mit Wort und Schrift erbaulich zu wirken; andern zu helfen das Christentum sich anzueignen, wie er es selbst that.

Die abschließende Nachschrift sollte wirklich abschließen. Von Entweder-Oder an waren seine Schriften in der Hauptsache darauf berechnet, zu der Geistesreife zu entwickeln, in der man auf das Christentum eingehen kann; aus der Unmittelbarkeit heraus, durch die Reflexion hindurch so weit zu sich selbst und zu dem Selbstbewußtsein zu führen, welchem das Christentum ein Bedürfnis ist. In der abschließenden Nachschrift stellte er dementsprechend das Christentum für die Christenheit fest. Sie ist, um das bei dieser Gelegenheit zu sagen, die Durchführung, daß das Christentum eine persönliche Existenzsphäre ist, nicht ein Lehrsystem. Sie bleibt aber keineswegs im Subjektiven, bei dem persönlichen Bedürfnis und der persönlichen Überzeugung, wie man gemeint hat, sondern dringt in bisher nie durchgeführter Weise dahin vor, daß in dem „Wie" zugleich das „Was" ganz bestimmt ist, z. B. in der Bestimmung, wie man glauben soll, eingeschlossen ist, was man glauben muß. Denn die persönliche Wahrheit oder die wahre Persönlichkeit kommt nicht anders zur Wirklichkeit, als durch das historisch gegebene Evan-

gelium. Nicht durch Denknotwendigkeit im systematischen Zusammenhange werden die wunderbaren Thatsachen und Paradoxien des Christentums festgemacht, wie es sonst immer die Theologie versucht hat, so weit sie das Gegebene festhalten will — sondern durch ihre Notwendigkeit für die menschliche Persönlichkeit, daß dies der eine Weg ist, die Wahrheit durchzuführen, die Wahrheit des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung eines überweltlichen Lebens. Er konnte ruhig sagen, daß dies Werk eine große Zukunft hat. Es ist das Werk eines christlichen Denkers von allererstem Range, zu dem man mit der Zeit schon kommen wird. — Erschien bisher die Reflexion als der natürliche Feind des Christentums, da sie die göttliche Autorität der Bibel und alles, was dazu gehört, in Frage stellt, so tritt durch Kierkegaard die umfassendste und unerschrockenste Reflexion in den Dienst des Christentums, bindet die Knoten wieder, welche die oberflächliche Reflexion lockerte, setzt die Sprungfedern wieder in Bewegung, mit denen das Christliche durch die Reflexion hindurch in die Persönlichkeit greift. Das Christentum bleibt natürlich ganz unverändert dasselbe, nicht ein Jota wird geändert, aber der Kampf wird ein anderer. Nicht länger hat sich der unmittelbare einfältige Glaube gegen die Reflexion zu wehren, sondern die mit aller Reflexion gewaffnete Einfalt nimmt es mit der Reflexion auf. Die Schlacht hatte er gewonnen. Es war ihm gelungen, das Verhältnis des Christentums zur Persönlichkeit so festzustellen, so zu vernageln, daß kein Dialektiker es soll lösen können.*)

*) Meine Inhaltsangabe der abschließenden Nachricht in S. Kierkegaard, eine Verfasserexistenz u. s. w., deren Aufnahme durch W. Rudin

Hatte er so den Gebildeten und Begabten seinen Dienst geleistet, so dachte er nun im Pfarramt auf dem Lande das Einfältige für den gemeinen Mann darzustellen, der ja immer sein Gesichtspunkt war. Nun ging das nicht. Unter den Verhöhnungen wollte er Kopenhagen nicht verlassen, und bei der großen Verbreitung des Blattes war er durch diese Karikaturen so gezeichnet, daß der Eintritt in ein Pfarramt jetzt nicht möglich war.

Dafür kam er jenen äußersten Spitzen des Christentums, die ihm beständig auf dem Sinn gelegen hatten, nun anders nahe. Er kam aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit. Einfach sittlich hatte er gehandelt, wie Pflicht und Gewissen ihn trieb, ein gutes Werk im Interesse der Gesellschaft hatte er gethan, und dadurch kam er schon in jene christliche Kollision. In solcher persönlicher Erfahrung versteht sie sich aber anders als in der schwermütigen Vorstellung; die Wirklichkeit war lindernd im Vergleich mit der Möglichkeit. Er sagt: „jedes Opfer muß gesalzen werden," und das ist nun geschehen. Dabei erfährt er, daß die Wirklichkeit Kräfte giebt. Wie man Christ wird, tritt ihm nun aus den Denkbestimmungen in lebendige und belebende Thatsächlichkeit; das Leben Jesu kommt ihm nicht bloß mit seiner Forderung, sondern auch mit seiner Kraft nahe.

Aus jener Zeit geht noch die Rede, Kierkegaard habe

---

und danach in der dänischen Litteraturgeschichte von Winkel-Horn mir eine wertvolle Bestätigung ist, ist nicht vollständig. Wegen der Schwierigkeit des Buches habe ich den Gedankengang dann lieber in freierer Weise wiedergegeben in den Schriftchen: „Was Christentum ist" und „Die Wendung zur Wahrheit." Gütersloh, Bertelsmann.

außerhalb des Lebens gestanden, eingesponnen in Reflexionen. Darauf antwortet er einmal in seinem Tagebuch von 1850:

„Das ist doch auch eine thörichte Einwendung gegen mich und mein Leben, daß ich außerhalb des Lebens stehe, und daß dies nicht Religiosität sei, die wahre Religiosität greife wirksam in das Leben ein.

O ihr Thoren oder ihr Heuchler; wie stehe ich außerhalb des Lebens? So buchstäblich, daß nicht ein einziger hier zu Hause so markiert vornan auf der Scene steht. Nein, mit in der Herde laufen, in der „Menge“ sein, wodurch man Unbemerktheit und doch Einfluß und Macht gewinnt, das ist gerade außerhalb des Lebens leben.

Wie stehe ich draußen? So, daß ich Werke hingestellt habe, deren gleichen man nicht leicht zeigen wird! So, daß, als „der Pöbel“ raste und triumphierte, da war ich der einzige, der zu handeln wagte. So stehe ich außerhalb des Lebens, daß ich von jedem Kinde gekannt bin, eine stehende Figur in euren Schauspielen, mein Name ein Sprichwort, mein Leben ein tägliches Opfer um doch womöglich religiös das Ende fest zu machen, und wieder Religiosität anzubringen.

Aber warum da diese Rede, daß ich außerhalb des Lebens stehe? Ja, ich will es euch sagen: sie kommt davon, daß ich mit all meinem Arbeiten keinen irdischen Lohn gewinne, daß ich auf den Versammlungen, wo ich nicht hinkomme, keinen Beifall ernte, aber auf den Straßen, wo ich wirke, verhöhnt werde; sie kommt davon, daß ich mein Leben nicht auf einen Ministerposten anlege, sie kommt davon,

daß man an mir merkt, ich bin ein Narr, ein Narr — der Gott fürchtet!"

Nun war er erst recht dem Christentum nahe gekommen und der Erkenntnis, was der Zeit fehlt; und nun erst sieht er recht, daß es gilt, das Christentum in der Christenheit wieder einzuführen. Von der Gleichzeitigkeit mit Christus, von der Möglichkeit des Ärgernisses, von dem Glauben als der höchsten Bethätigung und Ausgestaltung der menschlichen Persönlichkeit bekommt er nun viel zu sagen, ob er den Menschen helfen kann zu sich selbst zu kommen und von da aus einen Blick zu gewinnen für die Majestät, Kraft und Gewalt des Christentums. So begann die neue Reihe von Werken, die mit den erbaulichen Reden begann.

Manche sprechen es jetzt Johannes Falk nach: das Rechte sei, nicht zu Druckpapier werden, sondern als Charpie in die Wunden des Volks gedrückt werden, und unbesehen verstehen sie das von den Übeln und Nöten des Lebens. Unbesehen! ja sonst dächten sie wohl daran, daß die Propheten und Apostel ihre Ehre und ihre Bedeutung haben, obwohl ihr Lebenswerk in einige Druckbogen zusammengefaßt ist. Dazu zeigen die Evangelien ganz frei: wollte Christus zu seinem wesentlichen Werk machen die Kranken zu heilen, die Hungrigen zu speisen, dann fielen ihm so gut wie alle zu, dann war er ihr Mann, den sie als ihren Messias und König anerkennen wollten. Aber daß er nicht die Heilung der Übel zu seinem Beruf machen, sondern mit den Menschen viel höher hinaus wollte, daß er ihnen nicht zeitlich, sondern ewig helfen wollte, das machte seinen Weg zu dem

Leidensweg, das führte dazu, daß er sich opferte und von den Menschen geopfert wurde.

Auf dies Christliche, auf die Ewigkeitsbestimmung des Menschen und ihre Durchführung in der Zeit aufmerksam zu machen, ward Kierkegaards Aufgabe, und er that es in dem Bewußtsein, daß er dabei sein Leben einsetzte, und in dem Bewußtsein, was das bedeutet. O ja, er sah es ganz gut; wenn er auf das sogenannte „praktische Leben" einging, so bekam die Sache ein anderes Aussehn. Mynster sagte es ihm auch in aufrichtiger Meinung: „ja, Sie sollen sehen, wenn Sie erst in das praktische Leben hineinkommen, so verschwindet das" — nämlich die Ideale, die christlichen Ideale. Aber die sollten eben wieder ausgeprägt werden, um den einen wesentlichen Schaden zu heilen, die Verlorenheit in die Zeitlichkeit. Vielleicht kann der folgende Abschnitt deutlich machen, daß dies noch ein sehr anderes Aufopfern ist, als das Aufreiben an den socialen Nöten, weil es ganz andere Anfechtungen einschließt.

3.

Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt.

„Denke, es wäre so, daß die Gänse reden könnten — dann richteten sie es so ein, daß sie auch ihren Gottesdienst hätten.

Jeden Sonntag kämen sie zusammen und ein Gänserich predigte.

Der wesentliche Inhalt der Predigten war: welche hohe Bestimmung die Gänse hätten, zu welch hohem Ziel der Schöpfer — und jedesmal, wenn dies Wort genannt wurde, knixten die Gänse und die Gänseriche nickten mit dem Kopfe — sie bestimmt hätte; mit ihren Flügeln könnten sie fort zu fernen, seligen Gegenden fliegen, wo sie eigentlich ihre Heimat hätten, denn hier wären sie nur wie Fremdlinge.

So jeden Sonntag. Und darauf trennte sich die Versammlung, jede watschelte heim zu dem Ihren. Und dann wieder am nächsten Sonntag zum Gottesdienst und dann wieder heim. Dabei blieb es, sie nährten sich und gediehen, sie wurden fett und delikat — und darauf am Martinsabend gegessen — dabei blieb es.

Dabei blieb es. Denn während die Rede am Sonntag so hoch klang, wußten sich die Gänse am Montag von einer Gans zu erzählen, welche wollte ernst machen mit den Flügeln, die ihr der Schöpfer gegeben, und dem hohen Ziel,

das ihr bestimmt war — wie es ihr erging, was sie erdulden mußte. Das wußten die Gänse gut untereinander. Aber natürlich, davon am Sonntag zu reden, das war ja unpassend, denn, sagten sie, dann würde es ja offenbar, daß ihr Gottesdienst eigentlich hieße Gott und sich selbst zum Narren halten.

Auch fanden sich unter den Gänsen einige einzelne, die sahen leidend aus und wurden mager. Von ihnen hieß es unter den Gänsen: da sieht man, wohin es führt mit dem Fliegen ernst machen zu wollen. Denn weil sie in ihrem stillen Sinn mit dem Gedanken an das Fliegen umgehen, deshalb werden sie mager, gedeihen nicht, haben nicht Gottes Gnade, wie wir sie haben, und deshalb rund und fett und delikat werden, denn von Gottes Gnade wird man rund und fett und delikat.

Und nächsten Sonntag gingen sie dann wieder zum Gottesdienst, und der alte Gänserich predigte von dem hohen Ziel, wozu der Schöpfer (hier knixten wieder die Gänse und die Gänseriche nickten mit dem Kopfe) die Gänse bestimmt und dazu die Flügel gegeben hätte.

So mit dem Gottesdienst der Christenheit . . . Denn auch dem Menschen sind Flügel gegeben."

So sah es Kierkegaard. Er sah in der Christenheit die Ideale des Christentums höchstens zu ästhetischer Erhebung gebraucht; was dem Stifter und den Aposteln einen Todeskampf gekostet hat, verwertet als schmucke Stellen in einem Vortrage; alles Wissen vom Geistigen und Ewigen nur angewendet zur Beruhigung, zu einer Sicherung und Verbrämung des menschlich-irdischen Lebens, wie das Heidentum

sie nicht kannte. Wo dabei doch mehr Gottesfurcht ist, da ist das Christentum ins Judentum zurückgeschlagen, weshalb z. B. der Ehestand als der eigentlich christliche und heilige Stand gefeiert werde ganz im selben Sinn, wie im Mittelalter die Ehelosigkeit. Und während man sich behaglich auf das einrichtet, was man von der Versöhnung, von des ewigen Gottes Liebe und Gnade zu wissen bekommen hat, bringt man diesen göttlichen Wahrheiten eine Sattheit und Überhebung entgegen, die kaum darauf hören mag, wenn sie nicht mit Reizmitteln aufgetischt werden. Für eine Sache der Frauen und der Kinder gilt das Christentum, welches die äußerste Mannesreife fordert. — So weit wird Gottes Majestät heruntergezogen, daß selbst mit Gründen bewiesen wird, es sei nützlich zu beten, während man nicht genug danken kann, daß es den Menschen vergönnt ist zu Gott zu reden, und daß es Gott gnädig sogar geboten hat, damit man die Bedenken und die Anfechtung überwinden kann.

Die ganze Art, wie daneben das Christentum von seinen Vertretern nach und nach dargestellt und in das Weltleben eingegliedert ist, wird zu einer vermessenen Beschuldigung Christi und seiner Apostel, als hätten sie nicht verstanden mit den Menschen umzugehen und ihnen das religiöse Gut zu übergeben. Als sei es ihre Schuld gewesen, daß sie nicht besser mit den Menschen auskamen, als sei es ihre Schuld gewesen, daß das Christentum den Menschen eine Thorheit oder ein Ärgernis war.

— Wenn das volle, scharfe Licht der Ideale die thatsächlichen Zustände beleuchtet, zeigen sich die Schatten tief und groß, weshalb ja die Propheten stets ihrer Zeit als

Schwarzseher erscheinen, Kierkegaard sieht in immer neuen Zügen den Abstand von der Wahrheit und die Verkehrung der Wahrheit ausgeprägt, daß man wohl meinen kann, er sei unermüdlich darin beides aufzusuchen. Aber wenn Martensen noch in seinem „Leben" dem die Deutung giebt, daß Kierkegaard als ein Anklageengel mit einer gewissen herzlosen Schadenfreude die Verderbtheit der Menschen gesehen habe, darüber vergewissert, daß sie zuletzt auch verdammt werden, so ist das nur ein Beweis mehr, wie wenig Martensen eine Ahnung von dem Geist seines großen Widersachers aufgegangen ist.

Über die Mißhandlung des Christentums, dem seine ganze Ehrerbietung gehört, entbrennt seine Seele; er muß ihm Recht schaffen gegen seine undankbaren Kinder, die ihr Spiel damit treiben. Die Zeit ist auch reif dazu, denn sie ist reif, wenn so gut wie jeder privatim weiß und eingesteht, daß die Sache verkehrt und unwahr ist, aber keiner es nachdrücklich öffentlich ausspricht, sondern alle thun, als wäre es ganz in Ordnung. Dann steht der Wahrheit nicht eine irrige, aber ehrliche Überzeugung gegenüber, sondern die Lüge. Dagegen entflammt die Idealität mit Ironie und sittlichem Zorn.

So schreibt Kierkegaard: „Das Prädikat christlich ist lächerlich, wenn es auf Dänemark angewendet wird. Nimm ein Bild. Wenn ein Mann mit der jämmerlichsten Kracke von einem Pferd angezogen kommt, so ist nichts Lächerliches dabei, wenn er sagt: das ist ein Pferd. Wenn er aber mit einer Kuh kommt und sagt: das ist ein Pferd — das ist lächerlich. Es hilft nichts, wenn er auch willig ist einzu-

räumen, es sei ein mäßiges Pferd. Nein, nein, es ist eine Kuh." So findet er es sehr begreiflich, daß die Theologen den Anfang des Christentums für mythisch erklären; das Christentum ist ja in der Christenheit eine mythische Gestalt geworden. Was Wunder auch, wenn es eine Romanfigur wird, wenn die ersten Zeiten des Christentums in Romanen geschildert werden, zum besten Beweis, daß es nicht mehr die Religion der Dichter und der Leser ist, sondern ein Gegenstand des ästhetischen Interesses und der ästhetischen Schwärmerei.

Er weiß gut, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gilt. „Wenn da ein Kaufmann ist, der meint gut zu stehen, du aber weißt, er ist bankrott, so gehe zu ihm und sage es ihm. Wohl solches ist nicht angenehm zu sagen — aber er giebt sich wohl. Gehe dagegen zu einem, der längst weiß, daß er bankrott ist, aber seit lange in jeder Weise mit List und Verschlagenheit alles gethan hat, um es zu verbergen — zeige ihm, daß er bankrott ist: das geht wohl auf Leben und Tod." Das wollte Kierkegaard wohl auf sich nehmen, dazu wollte er sich brauchen lassen; seine Ahnung ein Opfer zu werden, fand hier ihr bestimmtes Ziel. Ja es ist richtig, seine Tagebücher können gut die Aufschrift führen: „Tagebuch des Richters" — aber er war sich bei dem allen bewußt, daß das Urteil zunächst über ihn selbst erging, wie er es wiederholt aussprach, z. B. im Vorwort der Einübung im Christentum. Seine Weise war es nicht über andere zu richten und über sich selbst sicher zu sein. Schwermütig, wie er ist, kann er die Schuld anderer viel eher leicht nehmen als die eigne. Um so mehr ist er sich bewußt, daß gerade

er selbst das Urteil wird bezahlen müssen. Da war wahrlich keine Schadenfreude, wenn er auch in Begeisterung willig war, von einem Geschlecht geopfert zu werden, dem die Ideale ein Narrenstreich sind.

Seine Leidenschaft ward mehr und mehr entfacht. Die Liebe zur Wahrheit, die Ehrerbietung vor dem Christentum überwog immer stärker jede andere Liebe und Ehrerbietung. Jahrelang hat er regelmäßig Luthers Predigten gelesen und die alten Erbauungsschriften der evangelischen Kirche; in der Übereinstimmung hat er sich erfrischt und gestärkt. Oft erwog er, ob nicht die Vorschrift sehr zweckmäßig wäre, daß von Zeit zu Zeit eine Predigt Luthers von den Kanzeln verlesen werden müßte. Mehr und mehr verfolgt er aber den Schaden bis in die Reformationszeit, bis auf Luther. Er findet, daß schon Luthers Lebensgang viel geschadet hat. Er sieht darauf, daß Luther durchgreifend gehandelt hat als ein auserwähltes Werkzeug Gottes; daß bei ihm, was selten ist, das Leben an manchen Punkten nachdrücklicher ist als die Lehre, aber er findet doch, daß sein Lebensgang geschadet hat. Weil er lebend durchdrang und in großem Maße Macht und Einfluß gewann, bekam es das Aussehn für die spätere Zeit, als sei es das Kennzeichen des echten Vertreters der Wahrheit, des rechten Reformators, daß er den Sieg erlebt, und nur die unvollkommneren müßten leiden. Gerade an Luther bekam die Einbildung einen Halt, als sei die Welt so gut, daß die Wahrheit in ihr siege, wenn sie nur recht vertreten werde — jene Einbildung, die für Kierkegaard eine Blasphemie gegen Christus einschließt. Noch mehr sieht er den Schaden sich davon anheben, daß Luther im Grunde

das Christentum im menschlichen Interesse darstellte, wie es dem menschlichen Interesse entspricht, während der Herr und die Apostel das göttliche Interesse vertraten — daß Luther die Wendung der Sache giebt: so muß es sein, denn anders können wir Menschen es nicht aushalten, sonst müßten wir verzweifeln. Damit wird die Ansicht eingeleitet, daß das Christentum „zur Beruhigung" da sein soll, dem menschlichen Verlangen nach Beruhigung entsprechen soll; die Reaktion des Menschlichen gegen das Göttliche wird auf die Bahn gebracht. O nein, das verblendet ihn nicht gegen Luthers Größe. So schreibt er noch 1853: „Luther ist die wahrste Gestalt nächst dem Neuen Testament. Was drückt Luther aus? Einen Stillstand, einen Akt des Besinnens. In ihm besinnt sich die Menschheit oder die Christenheit darauf, daß zwischen dem Gottmenschen und uns andern Menschen, ja zwischen den Aposteln und uns andern Menschen ein Wesensunterschied ist und deshalb die „Gnade" angebracht werden muß. Die ersten Christen, die alten Kirchenväter verstanden es nicht so, sie gingen naiv auf die Nachfolge los . . . — Luther schlug ab. Was ich tadle, ist, daß er es nicht stärker kenntlich machte."

Er übersah keineswegs die Voraussetzung bei Luther, daß er zu geängsteten Gewissen redete, die Trost brauchten, und daß die Sache erst so verkehrt wird, wenn keine Unruhe da ist. Denn das sind auch nach seiner Meinung nicht aufrührerische Unterthanen, die, wenn sie wirklich die Abgaben nicht leisten können, direkt dem König sagen: wir können die Abgaben nicht entrichten. Aber anders ist es, wenn sie in aller Stille die Abgaben vermindern und fälschen — und

so sie ehrlich zu entrichten scheinen. Dieser Anwendung des Lutherschen ist nach seiner Meinung nicht genug vorgebeugt. Er weiß gut, daß in der Augsburgischen Konfession, in den Artikeln von den Mißbräuchen (Nr. 2) ausdrücklich in Bezug auf die Priesterehe dasteht: „da bei dem Altern der Welt die menschliche Natur allmählich schwächer wird" — aber solche gelegentliche Bemerkung reicht nicht aus.

O ja, wenn man Kierkegaards Aufzeichnungen durchliest — die Schrift: „Christentum und Kirche" ist wie ein Auszug daraus — kommt einem wohl jenes Wort Paul Möllers in den Sinn: Sie sind so durchpolemisiert, daß es schrecklich ist. Nicht einmal vor den Aposteln macht seine Polemik halt, auch an ihnen rügt er schon eine Abschwächung der Weise des Meisters um die Menschen mehr zu gewinnen, während er doch dabei vor der Größe der Apostel sich klein wie ein Kind weiß. Doch bei seinem so durchreflektierten und so klaren Geiste kann wohl die Idealität in rücksichtsloser Schärfe zum Ausdruck kommen, aber nicht ohne daß ihr Maß gesetzt wird. Seine Leidenschaft ist erregt, sein Zorn entfacht und ruht nicht eher, als bis er herausgebracht hat, daß die gegenwärtige Verderbtheit des Christentums ohnegleichen ist, aber sofort tritt auch die nüchterne Beurteilung hinzu. So schreibt er 1854:

„a priori darf ich behaupten, daß diese Korruption ohne Analogie in der Geschichte irgend einer andern Religion ist. Die Korruption besteht darin, daß das Christentum weiter besteht, nachdem man gerade das Gegenteil daraus gemacht hat — besonders im Protestantismus, besonders in Dänemark.

Übrigens liegt in dieser Art Korruption und darin, daß sie ausschließlich im Christentum aufkommt, indirekt der Respekt ausgedrückt, daß das Christentum die wahre Religion ist. Man wagt nicht es abzuschaffen, noch spotten die Priester in ihrem stillen Sinn darüber, während sie es dem Volk vortragen — nein, man macht es verstohlen zu etwas anderem, zu dem entgegengesetzten, strebt mit aller Macht sich selbst einzubilden, dies sei Christentum — in dem Grade hat man eigentlich Respekt vor ihm."

Gegen all diese Abschwächung und Verdrehung, die Kierkegaard im ganzen und im einzelnen beständig sieht, gegenüber all dieser bewußten und unbewußten Verräterei soll dem Christentum seine Ehre werden, es soll seine göttliche Hoheit wieder kund werden, mit der es den Menschen entgegentritt, um sie in die Wahrheit zu führen. Dazu ist bei ihm alles vorbereitet. Ihn treibt nicht bloß ästhetische Begeisterung für die Wahrheit, nicht bloß jene objektive Wahrheitserkenntnis, welche Märtyrer der Wissenschaft macht, ihm giebt die persönliche Erfahrung das Wort. Wohl gilt auch von ihm, was selbst der Apostel von sich sagt: nicht daß ich es schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christus ergriffen bin. So ist er von Christus ergriffen und jagt dem nach, daß er ihn immer mehr ergreife. — Er hatte mit einer Ursprünglichkeit die christlichen Kategorien erlebt, als hätte er sie neu entdeckt — so konnte er sie mit Ursprünglichkeit aussprechen. Und auf das „Wie", auf die innerliche Wahrheit und Ergriffenheit kommt es an. Denn wie er sagt: „das Wort, ich weiß

nichts als Christus, den Gekreuzigten, gesagt von einem Apostel kostet das Leben; bei einem Wahrheitszeugen wird es Verfolgung; bei einem geringeren Christen wird es doch eine Art Leiden; ein Dichter macht damit Glück, ein deklamierender Prediger macht nicht bloß Glück damit, sondern wird im Ernst fast wie ein Heiliger geehrt. „Der einzelne" dieser Gedanke ausgesprochen von einem Wahrheitszeugen im strengen Sinn: ist der Tod. Ausgesprochen von einem unvollkommneren, von mir z. B., ist er doch ein entscheidender Bruch mit der Welt und dem, was von der Welt ist, also doch eine Aufopferung. Ein deklamierender Redner macht Glück damit — denn die Wirkung hängt daran, welcher persönliche Nachdruck darauf gelegt wird, wie man mit seinem Leben, seiner Existenz täglich und stündlich nachdrückt."

Was in der Dogmatik, wenn sie hierauf eingeht, objektiv abgehandelt wird als ein Erwerb der Reformation, als ein religiöses Gut, an dem man in der Christenheit Anteil hat, das hat Kierkegaard in äußerster Anstrengung im schwersten Geistesringen ergriffen, insbesondere, daß Christus beides ist, Vorbild und Gabe, daß beides in ihm geboten ist: Nachfolge und Gnade. Hier lag jahrelang sein tiefster Zweifel, wesentlich derselbe Zweifel, in dem Luther bis zum Tode geängstet wurde und mit Gott wohl haderte, daß durch Christus alles unendlich schwerer geworden — denn wenn man mit Gott dem Vater allein zu thun hat, ist keine Nachfolge gefordert. Doch war Kierkegaard nicht wie Luther in seinem Ringen unbekannt damit, daß durch die Erlösung aus Gnaden die Kindesstellung zu Gott gegeben wird, an deren Erwerbung man verzweifeln mußte.

Kierkegaard kannte Christus als den Erlöser, die Entdeckung der Rechtfertigung aus Gnaden konnte nicht wie bei Luther den Zweifel heben. Insofern lag sein Zweifel tiefer, weiter hin auf dem Wege. Die Nachfolge, welche gerade auf Grund der Erlösung gefordert ist, fällt ihm mit allem Gewicht auf die Seele. In unmittelbarer Begeisterung und Einfalt findet man es ganz in der Ordnung, ein so hohes Vorbild zu haben, und ist fromm überzeugt, daß es wohl glückt. Für die entwickelte Reflexion zeigt es sich anders. Man sieht den Abstand zwischen Gott und sich selbst, man kann sich nicht mehr naiv Gottes Freund noch auch Christus seinen Bruder nennen, man sieht die unendliche Erhabenheit, welche die Nachfolge aussichtslos macht. Und doch ist sie im Neuen Testament von Christus auf das nachdrücklichste gefordert, nicht um die Gnade Gottes zu verdienen, sondern um die geschenkte Gnadenstellung zu behaupten und von Christus anerkannt zu werden. Da erfuhr Kierkegaard, daß die Aufgabe, so die Hoffnung der Seligkeit durch das eigne Streben in der Zeit behaupten zu sollen, tödlich ist. Er verstand den Ausweg Augustins und Luthers. Er verstand es so, daß Augustin deswegen auf die Gnadenwahl, auf die Vorherbestimmung verfiel, um nicht die ewige Entscheidung in das Streben des Menschen zu legen, während Luther im Grunde es so wende: kein Mensch kann die Angst aushalten, daß sein Streben über ewige Seligkeit oder Verlorenheit entscheide. Das führt nur zu Verzweiflung oder zu Vermessenheit, und deshalb ist es auch nicht so. Du wirst aus Gnaden gerettet, beruhige dich, du wirst aus Gnaden gerettet, und so strebe, so gut du kannst. Und so geschah es

nach und nach, daß nur von Christus als Gabe die Rede war, nicht von Christus als Vorbild. Und wenn es angeht, daß einer als gläubiger Katholik gelten kann, der als Bandit lebt, wenn er die Ordnungen der Kirche befolgt, so wird im Protestantismus von dem Glauben an die Gnade auch nichts gefordert als bürgerliche Rechtschaffenheit. Die Nachfolge erscheint als Übertreibung.

Da verstand Kierkegaard mit aller Ursprünglichkeit die Forderung des Neuen Testaments, und indem er darunter Christus näher und näher kam, verstand er, daß das Vorbild dazu da ist, um Justiz zu halten, damit die Gnade gesucht werde mit dem Bewußtsein, wie große Gnade man braucht, und beständig braucht bei der Verschuldung in der Nachfolge.

Wie sehr es abhanden gekommen war, daß Christus das Vorbild für die Christen ist, erfuhr Kierkegaard auch noch darin, daß es als Überspanntheit erschien, da er daran mahnte. Martensen hat die Parole ausgegeben, Kierkegaards Nachfolge Christi, die von ihm betonte Gleichzeitigkeit mit Christus, sei eine asketische Karikatur, und so klingt es weiter, während doch Kierkegaard in nüchterner Besonnenheit stets bei dem Einfachen und Grundsätzlichen bleibt, das unabhängig von den Verhältnissen und Gaben sich verwirklichen läßt. A. H. Franckes Auffassung der Nachfolge Christi schlägt nach Kierkegaards Meinung über, wenn sie z. B. auf das Tanzen angewendet wird, wie die Stimme überschlägt, wenn man sie zu hoch spannt. Nein, er bleibt einfach dabei: Christus als Vorbild drückt aus, daß es gilt sich unbedingt zu Gott zu halten, in dem Streit der Menschen wider Gott

seine Ehre darein und sein Leben daran zu setzen, daß man sich zu Gott hält, auch gegen das eigne Fleisch und Blut.

Was in seinem Leben wie eine Nachahmung Christi aussieht, ist es keineswegs. Es war nicht Nachahmung Christi, daß er unverheiratet blieb, sondern weil er es in bitterster Kollision unmöglich fand, die Geliebte heimzuführen; und dann verstand er hinterher, was das Christentum im Sinn hat, wenn es die Ehelosigkeit empfiehlt. Ebensowenig hat er in Nachahmung Christi jede Amtsstellung verschmäht; er macht kein Hehl daraus, daß es wiederholt sein Wunsch war, ein Pfarramt und nachher ein Amt am Predigerseminar zu übernehmen; und erst als ihm dies durch seine Lebensführung versagt blieb, verstand er, daß es zu seiner Aufgabe gehörte, uneigennützig, ohne jede irdische Entschädigung der Wahrheit unter den Menschen zu dienen. Und wie schon gesagt, kam er auch nicht in Nachahmung Christi zum Bruch mit seiner Zeit, sondern in menschlicher Sympathie handelte er und in sittlicher Wahrhaftigkeit und lernte an den Folgen Christus besser verstehen. Nicht in Einzelheiten und Äußerlichkeiten sah er die Nachfolge Christi nach Art des Mittelalters, sondern in der grundsätzlichen Stellung zu Gott und Welt, die dann von selbst eine äußere Ähnlichkeit des Lebensganges herbeiführt. Und in diesem Sinn ist er dem Vorbild nachgefolgt; Gott die Ehre zu geben, das war die Idee seines Lebens.

Wenn er in anderem Grade zu Gott stand, als sonst geschieht, so rechnete er sich das übrigens keineswegs als Verdienst an. Er meinte, bei seinem ganzen Lebensgange, bei seiner gegebenen Situation habe er eben Gott mehr gebraucht.

Man kann auch gut sagen, er ist von Kindheit an für seine Aufgabe vorbereitet und erzogen worden, und doch schien er wieder so ungeeignet zu solchem Gebrauch. Er war von so gebrechlicher Gesundheit, körperliche Leiden ließen ihn sich so schwach und elend fühlen, daß seine Kräfte in einem schreienden Widerspruch zu der Aufgabe standen, den Kampf mit seiner Zeit aufzunehmen. Er war von einer Beschaffenheit, bei der sonst ein Mensch meint, er könne nur seiner Gesundheit leben. Er verstand das Wort vom Pfahl im Fleisch in beständiger Erfahrung, aber er verstand auch in eigener Weise das dazu gehörige Wort: laß dir an meiner Gnade genügen. Nicht minder erschwerte ihm im Vergleich mit anderen den Kampf, daß er ohne Unmittelbarkeit war, ohne die unmittelbare Begeisterung, die blind vorwärts geht, ohne zu sehen, wohin es geht und was daraus wird, bis sie nicht mehr zurück kann. Er ging mit sehenden Augen. Doch hatte er die Begeisterung zu dem Werk und die unerschrockene Festigkeit. So gut wie alle kommen ja darüber ins Schwanken, daß doch Etwas besser sei als Nichts auch im Christentum; etwas Christentum besser als gar keins, etwas Anerkennung des Christentums besser als keine. Damit beginnt das Aufgeben der Ideale und ihrer erweckenden Kraft; in unermüdlichem Mißbrauch des Wortes: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin" wird das Halbe und Schiefe umfriedigt und gepflegt. Kierkegaard ist darin gefestigt, daß wohl im Endlichen gilt, daß Etwas besser als Nichts ist, aber bei dem Unbedingten gilt ihm: Nichts ist besser als Etwas, besser kalt als lau, wie die Schrift sagt, und in der Durchführung dieser Erkenntnis kann man vielleicht

am deutlichsten sehen, daß in ihm wieder nach langer Zeit die Idealität des Neuen Testaments zum Ausdruck kommt. In dieser Gewißheit, daß Nichts besser ist als Etwas, ist er gehärtet gegen die Drohung, daß man das Christentum aufgeben werde, wenn es so sich zeige. Man wird erinnert an das Wort zu dem Propheten: „ich habe deine Stirn hart gemacht wie Diamant;“ so ist er klar und fest die Sache durchzuführen. Ein gleichzeitiges Beispiel wie die richtige Erkenntnis bei aller Begeisterung falsch gewendet werden kann, sah er an Vinet. Dieser sagt ziemlich übereinstimmend mit Kierkegaard: „die Lehre des Christentums ist der Fall des Geschlechtes und die Aufrichtung des einzelnen.“ Aber seine Rede bleibt nicht in der Richtung auf den einzelnen, sie wendet sich an die öffentliche Meinung und sucht sie für seine Sache zu gewinnen, er sucht das Publikum dafür zu interessieren. Das läuft auf Parteibildung hinaus und auf Geschwätz; denn wenn sich auf solche Sätze eine Partei bildet, so wird Geschwätz daraus. Ein einzelner muß der Gesamtheit gegenübertreten, und gegen die Gesamtheit allein stehen, gleich den Propheten, um jedem einzelnen in der Menge das Ganze zu sagen, und nicht selbst den Ausweg zu öffnen, daß man durch die sachliche Anerkennung der Richtigkeit sich gedeckt fühle.

So war Kierkegaard gegürtet zu dem Werk, und er hat es vollbracht bis zum Tode, so daß auch seine Zeitgenossen sahen, wie Goldschmidt aussprach, daß er sich darin verzehrt hatte und sein Geschick märtyrerartig geworden war. Aber es ward ihm sehr schwer, und das ist eine Ehre und eine Größe mehr. Im Nibelungenliede hat ja unter den

Helden des Markgrafen Rüdigers Name einen besonderen Klang, und gerade weil er seinen Heldengang mit schwerem Herzen vollendet. Dem Markgrafen fehlt es nicht an Heldenmut für seinen Lehnsherrn in den entscheidenden Kampf zu gehen, aber daß er auch an die Feinde seines Herrn in Treue gebunden ist, macht ihm den Kampf so schwer. Und wie an ihm in dichterischer Vollendung gezeigt wird, daß in Seelenschmerz und Selbstaufopferung die Treue gewahrt und die Ehre gemehrt wird, so ist es von Kierkegaard verwirklicht.

Auch er sah sich an die andere Partei, gegen die er streiten sollte, gebunden. In Sympathie war er tief und stark an seine Zeit gebunden. Und bei ihm war es ja wahrlich nicht so, daß ihn die Menschen durch Erweis von Freundschaft und Liebe sich verpflichtet hätten. In naivem Optimismus oder in dem unmittelbaren schwärmenden Geschlechtzusammenhange und Gemeinschaftsgefühl die Menschen zu lieben, ist keine Kunst; bei Kierkegaard ist es Größe. Er hatte keinen probehaltig gefunden, und bitter im reichlichsten Maße die Untreue und Erbärmlichkeit erfahren; er hatte Grund genug gern die Hand zu bieten, daß ihre Jämmerlichkeit ins Licht gestellt würde. Darum ist es seine Ehre und Größe, daß er Sympathie mit ihnen behält und in einem Maße, daß es ihn ängstigt ihnen die Forderungen des Christentums in ihrer ganzen Schärfe entgegen zu halten. In Teilnahme mit den Menschen versteht er nur zu gut, welche Unruhe er ihnen anfachen soll, ja daß er ihnen auflegen soll, was keiner aushalten kann, während er ihnen das Lindernde, das Mildernde entwinden muß. Denn es kann doch kaum einer aushalten buchstäblich allein vor Gott und

allein für die Ewigkeit zu leben; er weiß gut, daß die „Gemeinschaft", die Gemeinsamkeit des Gottesverhältnisses eine unentbehrliche Linderung ist, die auch dem innerlich stark Angestrengten zu empfehlen ist. Kann es doch der Mensch auf die Dauer kaum aushalten, sein Selbstbewußtsein und seine Selbstbestimmung mit dem Ewigen zu erfüllen, bedarf er doch dazwischen wie einer Erholung und Zerstreuung, daß er auch im Endlichen etwas bedeutet, und ein endliches Ziel hat. Das ist ihm deswegen vom Christentum auch zugestanden, und es ist ihm zugestanden sich zusammen zu thun — aber wenn diese Zugeständnisse an die menschliche Gebrechlichkeit so gewendet werden, als wären sie das höchste Ziel, der volle Ernst, das ganze Christentum, da muß erst wieder die volle Idealität der Forderung in Angst und Unruhe bringen, bis man demütig inne wird, wie viel Gnade man gebraucht.

Sein Werk war freilich ganz anders als das eines Erweckungspredigers, der in seiner Unmittelbarkeit gar nicht anders weiß, als daß er den Menschen mit dem Evangelium lauter Friede und Freude bringt, und nicht ahnt, zu welchen Anstrengungen er sie ruft, wenn sie ernstlich fassen, was er ihnen verkündigt. Und es war auch innerlich weit schwerer als Luthers Werk. Denn wenn auch Luther gegen die gesammelte Macht der Welt zu stehen hatte, und ihren Drohungen die Stirn bieten mußte, er wurde doch dabei von der Liebe zu den Menschen getragen, weil er den Trost des Evangeliums für geängstete Gewissen wieder entdeckt hatte, und die Freiheit des Christenmenschen für die Geknechteten. Bei Kierkegaard ist die Liebe zu den Menschen das Hem-

mende, sie tritt ihm in den Weg und beschwört ihn gleichsam inne zu halten und zu schonen. Diese Liebe zu den Menschen läßt ihn, was er sagen soll, doppelt schwer und streng ansehen. So sagt er: „Wie sind die Ausdrücke des Christentums so fürchterlich wahr. Ich bin gekommen, Feuer anzuzünden auf Erden! Ja, denn was ist ein Christ? Ein Christ ist ein Mensch, in dem Feuer aufgegangen ist.

Das kam dann wieder am Pfingstfest — Geist ist Feuer; Feuerflammen setzten sich auf sie.

Geist ist Feuer. Das ist sogar Sprachgebrauch. Ein Beispiel von einer ganz andern Welt, das ja gerade deshalb den Sprachgebrauch erklärt: Don Juan sagt von Elvira: „in ihren Augen lodert auf ein Feuer, als wäre es von einer andern Welt" — und deshalb geschieht es, daß „sein Herz schlägt schwer bei ihrem Anblick."

Geist ist Feuer. Daher der Sprachgebrauch ausbrennen zu Geist, wie bei Baggesen: „ausgebrannt zu Geist." Ach, aber in dem Brand, den das Christentum anzünden will, sind es nicht alle, die zu Geist ausbrennen, manche brennen zu Asche; sie werden im Feuer nicht Geist.

Geist ist Feuer, das Christentum ist Brandstiftung. Und vor dieser Feuersbrunst bangt natürlich den Menschen mehr als vor irgend einer andern. Denn wenn einer auch zehnmal brandbeschädigt wird, wenn nur die Lebenslust in ihm nicht ausstirbt, so kann er vielleicht doch ein wohlhabender Mann werden und sein Leben genießen. Aber das Feuer, welches das Christentum anzünden will, ist nicht darauf berechnet, einige Häuser abzusengen, sondern gerade die Lebenslust abzusengen, auszubrennen zu Geist.

Geist ist Feuer. Daher der beständige Sprachgebrauch: wie das Gold im Feuer geläutert wird, so werden die Christen geläutert. Bei dem Feuer darf man dann nicht bloß an das Feuer der Trübsal denken, die von außen kommt. Nein, es ist ein Feuer in den Christen angezündet, und durch dieses oder in diesem Verbrennen ist die Läuterung . ."

Er selbst hat das erlebt und hat dabei erfahren, daß es Hilfe ist, aber wenn er in schwermütiger Sympathie auf die andern sieht, dann findet er einen großen Unterschied.

„Da ich als Verfasser mit Entweder-Oder begann, hatte ich gewiß einen weit tieferen Eindruck von den Schrecken des Christentums als irgend ein Geistlicher im Lande; ich hatte Furcht und Zittern, wie vielleicht keiner. Nicht, daß ich deshalb das Christentum aufgeben wollte. Nein. Ich erklärte es mir auf andere Weise. Teils hatte ich ja früh gelernt, daß es Menschen giebt, die gleichsam auserſehen sind zum Leiden, und teils war ich mir bewußt, daß ich viel gesündigt hatte, deshalb, dachte ich, müsse sich mir das Christentum mit diesen Schrecken zeigen. Aber wie grausam und unwahr von dir, dachte ich, wenn du damit andere schrecken und vielleicht viele, viele glückliche, liebenswürdige Existenzen verstören wolltest, von denen doch vielleicht gilt, daß es bei ihnen Wahrheit ist, daß sie Christen sind. Es war meinem Wesen so fremd wie möglich, andere erschrecken zu wollen, daß ich wehmütig und vielleicht auch etwas stolz meine Freude darin fand, andere zu trösten und die Milde selbst gegen sie zu sein — indem ich den Schrecken in meinem Innersten verbarg.

So war es meine Absicht in humoristischer Form der

Mitwelt einen Wink zu geben, ob sie nicht selbst verstehen wollte, daß sie größeren Druck brauchte — aber nicht mehr; meine schwere Last dachte ich für mich selbst zu behalten als mein Kreuz. Ich habe oft mißbilligt, daß einer, der sich im strengsten Sinn als Sünder fühlt, gleich geschäftig ist, andere zu schrecken. — Hier liegt die abschließende Nachschrift."

Und ein andermal (1850):

„Welche göttliche Vollmacht gehört doch dazu, das Christentum zu verkünden! Eine Lehre zu verkünden, deren Anfang ist, daß sie die Menschen menschlich gesprochen unglücklich macht.

Hier liegt eine der Schwierigkeiten meines Lebens. Ich, von Kind auf der Unglückliche mit unsäglichen Qualen, und dann ein Pönitierender, ich finde für meine Person das Christentum ganz in seiner Ordnung; ich fühle, es muß so sein, um mir zu helfen, und ich bin außerdem durch einen Kindheitseindruck in Pflicht daran gebunden.

Aber nun andern diese Lehre zu verkünden, dazu habe ich fast nicht den Mut. Man muß mehr als Mensch sein, um unter dem Aussehn, daß man trösten will — erst den Leidenden weit weit unglücklicher zu machen. Ich kann es nicht; sehe ich einen Leidenden, so tröste ich gleich, und mit dem Trost, der der menschliche ist, und der ist nicht Christentum.

Mich freut das glückliche Leben der andern, ich würde sie so gern darin unterstützen — o ich habe auch einmal gewünscht, so glücklich zu sein! Das wurde mir versagt und mir wurde das Christentum angewiesen. Aber nun, wenn ich das Christentum in Wahrheit verkünden sollte, so müßte

ich dies ganze glückliche Dasein verstören, welches aufkommen kann, wenn man nur nicht in Berührung mit Geist kommt. Und ich, wenn ich die Freude der jungen Mädchen und das Glück der Liebenden und den stillen Frieden des Familienlebens sehe: ich sollte das durch die Verkündigung des Christentums verstören! Zuweilen ist es mir als ginge ich und trüge an einem Verbrechen mit diesem meinem Wissen vom Christentum; es scheint mir so natürlich, daß die Menschen mich fliehen, mich wie einen Menschenfeind verabscheuen müssen. Ich sehe die jungen Mädchen, ihre Thränen, ihren Zorn, daß sie doch auf die eine oder andere Weise sich von mir frei machen könnten; ich höre die Bitten der Hausfrau, sie betet zu Gott, daß er mich an ihrer Thür vorbeiführe, daß ich nicht mit meinen Reden den Frieden und die Freude in dem geliebten Heim störe, wo sie baut und wohnt.

O einmal im Jahr deklamieren: „mir ist die Welt gekreuzigt und ich der Welt" — ja, was thut das wohl! Aber es zur Wirklichkeit machen, im täglichen Leben ausdrücken, mir ist die Welt gekreuzigt und ich der Welt! . . .

Sieh, dazu habe ich nicht die Kräfte. Ich der Unglückliche habe das Christentum gebraucht; meine Freude welkte längst und nur Dornen blühen für mich: ich lernte das Christentum brauchen. Ich war der Elende — aber ich habe nicht die Kräfte dazu, andere unglücklich zu machen um ihnen zu dem Verständnis des Christentums zu helfen.

Das hatte ich von Anfang an verstanden, und deshalb war es mein Gedanke, den innersten Ausdruck für das Christentum in meinem eignen Innern verborgen zu halten.

Da ist etwas anderes geschehen. Die Welt nahm mich

eitel; ihre Mißhandlung zwang die strengere Christentums-Verkündigung über meine Lippen eigentlich gegen meinen Willen."

Kierkegaard überschätzte vielleicht in etwas das Leiden, die Verstörung, ebenso wie er das unmittelbare Lebensglück, das er eben nie gekostet hatte, überschätzte. Wenn man liest, wie er das Leiden des Absterbens ausmalt, dann erscheint es einem wohl zunächst übertrieben — wie er auch selbst dazwischen sagt — bis man darauf achtet, daß er sich mit Sympathie in den Gesichtspunkt der Daseinsfreude versetzt. Dann aber hat er übersehen, daß das Dasein seinerseits selbst das Absterben unterstützt durch seine Vergänglichkeit und durch das Ungenüge in seiner Freude; er hat darin beiseite gelassen, daß doch im Menschen Geist entgegenkommt, und das Herz selbst allmählich etwas abstirbt. Aber es ehrt ihn doch gerade, daß seine Sympathie so tief mitfühlt, tiefer sogar und stärker als die, mit denen er empfindet.

Es ist auch richtig, daß er manchmal den Eindruck überschätzte, den die Aussprache dessen machen werde, was ihn so gewaltig, so erschütternd ergriffen hatte. Er traute den Menschen mehr Leidenschaft, mehr Energie zu, als sie besaßen. Ihm war es ein furchtbares Wort zu seinem Vaterlande sagen zu sollen: „das Christentum ist gar nicht da;" ihm bangte davor, welche Erschütterung dies Wort verursachen würde, da alle so beruhigt im Christentum lebten. Er rang sich die Herausgabe der christlichen Reden*) und der Einübung in schweren Seelenkämpfen ab — doch muß

*) Zum Teil übersetzt in den Zwölf Reden von S. K. Halle, Jul. Fricke. Die „Einübung" und „Krankheit zum Tode". Ebenda.

man dabei bedenken, daß es im Jahre 1848 war, wo ein Funke leichter zünden konnte als sonst. Er war es gewohnt, dem Schlimmsten entgegen zu sehen; so ängstigte ihn nicht nur die Verstörung so vieler beruhigten Existenzen, sondern auch die Empörung, die sich gegen ihn selbst als einen Menschenfeind erheben werde; daß es sein Tod würde, war seine Erwartung, und dazu sah er sich geweiht. Aber diesem Gange giebt nun die Liebe zu den Menschen eine so ängstigende Verantwortung. Sie werden schuldig, wenn sie ihn töten. Das wurde für ihn deshalb ein schreckliches Problem: „Hat ein Mensch das Recht sich für die Wahrheit totschlagen zu lassen; darf er die andern so schuldig werden lassen?" Dieses Problem legte er 1849 seiner Zeit in einem pseudonymen Schriftchen vor. Man urteilte darüber, es sei von einem Schüler Kierkegaards. Es ahnte wohl keiner, wie nahe diese Frage die Zeit anging, und mit welcher Entschlossenheit sie aufgeworfen war. — Daß solches so wenig berührte, lehrte ihn, daß mit dem stärksten persönlichen Nachdruck und mit anders einschneidendem Ausdruck die idealen Forderungen und das Urteil über die bestehenden Zustände ausgesprochen werden müßten, um ans Leben zu dringen, das sei nun zum Ärgernis oder zum Glaubensgehorsam.

Hinterher sieht es ja wie eine schwermütige Einbildung aus, daß er werde totgeschlagen werden, doch lag diese Konsequenz gar nicht fern. Und man beurteilt Kierkegaards Erwartung auch wohl anders, wenn man z. B. erwägt, daß Rasmus Nielsen, der kein Phantast und kein Schwätzer war, zu ihm sagte: „Wenn die Mitwelt ahnte, in welchem Grade Sie ihr überlegen sind und wie sehr Sie sie durchschauen, so

schlüge man sie tot." Rasmus Nielsen stand Kierkegaard nahe und hatte einen festen Blick für „Idee und Wirklichkeit."

In dieser Sorge um die Menschen sucht er beständig alles möglichst milde und schonend zu sagen, auch als ihn die Erfahrung belehrt hat, daß indirekte Mitteilung wenig Eindruck machte und die Empfindlichkeit für den Stachel der Ideale nicht groß war. Als er sich dadurch zu strengerer Verkündigung gezwungen sieht, jubelt seine Seele förmlich auf, als er die Möglichkeit erlaubt sieht, die „Krankheit zum Tode" und die „Einübung im Christentum" unter einem neuen Pseudonym (Antiklimakus) herauszugeben. Das war eine Weise, die ihm so von Herzen zusagte, in Rücksicht auf Mynster, wie bereits erwähnt, und auf seine Zeitgenossen. Er schreibt davon unter anderm im Tagebuch von 1849:

„Die Krankheit zum Tode ist nun gedruckt und pseudonym, von Antiklimakus. Die Einübung im Christentum wird auch pseudonym. Ich verstehe nun mich selbst so ganz.

Die Pointe des Ganzen ist: es ist ein höchster Ausdruck des Christentums in ethischer Strenge; er soll mindestens gehört werden. Aber auch nicht mehr. Es soll jedem überlassen werden in seinem Gewissensverhältnis zu entscheiden, ob er den Turm so hoch zu bauen vermag.

Aber gehört muß es werden. Und das Unglück ist gerade, daß fast die ganze Christenheit und die Geistlichkeit mit nicht bloß bestenfalls in weltlicher Klugheit lebt, sondern auch frech darauf trotzt und konsequent Christi Leben für Phantasterei erklären müßte.

Deshalb soll das andere gehört werden, womöglich ge-

hört wie eine Stimme in den Wolken, gehört wie der Flug des wilden Vogels über den Köpfen der zahmen.

Mehr nicht. Deshalb soll es pseudonym sein, ich nur Herausgeber.

O aber, was habe ich nicht gelitten, ehe ich dazu kam, was mir doch im Grunde früh klar wurde, aber was ich dann doch zum zweiten Male verstehen mußte. Sollte ich weiter als Verfasser arbeiten, so müßte die Sünde und die Versöhnung der Gegenstand sein, so daß ich nun in erbaulicher Rede benutzte, daß die Pseudonyme den Preis so hoch geschraubt haben. — — —

Nun beruht es darauf, wie die Zeit es nehmen will; darauf beruht auch mein Schicksal. Verhält sie sich ruhig, läßt sie es in aller Stille auf sich wirken, so wird das Verhältnis das möglichst mildeste.

Thut sie es nicht, wendet sie sich angreifend gegen mich, so wird es in einem Sinn am schlimmsten für die Zeit; denn dann muß ich stehen bleiben. Aus dem, was meiner Darstellung widerfährt, muß ich einen direkten Beweis gegen die Christenheit ziehen. Dann wird alles einen Grad strenger. Dies wird natürlich auch für mich streng genug werden, aber ich muß schon mitgehen."

So kam es ja; er wurde zu strengerem Auftreten gezwungen, wie ich im ersten Abschnitt bereits erzählte. Die mildere Weise macht keinen Eindruck — und ablassen, das kann er nicht; seine Liebe zu Gott macht es ihm unmöglich; diese Treue giebt er um der Menschen willen nicht auf, wie schwer es ihm auch in der Liebe zu den Menschen war, so vorzugehen.

Nachtragen will ich hier noch (vergl. S. K. Verfasser-Existenz S. 138 f.), daß Martensen auf Kierkegaards Einsprache in einer im Druck erschienenen Ordinationsrede die Leugnung eines Abstandes vom Christentum des Neuen Testamentes wiederholte und die Geistlichkeit schloß sich mit allen Äußerungen in der Presse und auf Synoden dem Bischof im wesentlichen an. Sie hielt mit ihm dafür, es sei für den Bestand der Kirche nötig, den Abstand zu verschleiern.

Da hielt Kierkegaard seinem Herrn die Treue gegen seine Zeit, der er sich so stark verbunden fühlte. Daß er es that, daß er der Idealität, den hohen Forderungen des Evangeliums nichts vergab, ist wohl offenbar, da ja vielmehr bis auf den heutigen Tag die Rede geht, daß er übertrieben habe. Alle die Worte des Herrn, die zunächst auch seinen Jüngern hart erschienen, und von der bestehenden Christenheit so unbedenklich aufgelöst werden, als stünden sie gar nicht da, hat er mit einem Nachdruck und einer einschneidenden Schärfe geltend gemacht, daß sie gehört wurden, aber freilich auch als „harte Rede“. Vielleicht bekommt auch jeder bei den Artikeln Kierkegaards zunächst den Eindruck, daß er nun jede Rücksicht, jede Schonung beiseite gesetzt habe, nachdem er einmal das Letzte begonnen. Doch ist es nicht so. Auch da noch blieb es sein Wunsch, sein Verlangen, daß alles doch milde und schonend für das Bestehende hingehen möchte. Am 20. März 1855 veröffentlichte er einen Artikel mit dem Motto: Mark. 13, 2 Siehst du diesen großen Bau? es soll nicht —. Vielleicht merkte keiner auf den Sinn des Gedankenstriches, daß er die Fortsetzung offen ließ,

die Frage stellte, ob es wie damals heißen sollte: nicht ein Stein auf dem andern bleiben — oder ob es, wie Kierkegaard wünschte, heißen könne: es soll nicht ein Stein gerückt werden in dem äußern Bau des Bestehenden. Wenn es auch keiner beachtete, er hielt die Möglichkeit auch da noch fest, daß das Bestehende gerade gesichert und in Frieden erhalten werde durch die Beugung unter die Wahrheit. Das führte er in dem Artikel vom 31. März weiter aus, daß er nur Redlichkeit will, ehrliches, redliches Eingeständnis gegenüber den Forderungen des Neuen Testaments. Denn „wenn uns Gott gleichwohl aus Gnade als Christen annehmen soll, eins muß gefordert werden, daß wir aus der Kenntnis der Forderung eine wahre Vorstellung davon haben, wie unendlich große Gnade uns erwiesen wird. So weit kann die Gnade unmöglich reichen, sie darf nie dazu gebraucht werden, die Forderung zu verschweigen oder zu vermindern" (vergl. Verfasser-Existenz S. 156). So hält er mitten im brennendsten, bittersten Streit den Gesichtspunkt der „Einübung im Christentum" fest. Er sagt darüber: „Man mißverstehe mich nicht. Es ist mein innerlichster Wunsch, sowohl um meinetwillen — denn ich bin nicht der Starke — und um anderer willen, unter denen der und jener ist (um nicht zu allgemein zu reden und damit weniger zu sagen), den ich eben so hoch liebe wie mich selbst — also es ist mein innerlichster Wunsch, daß alles so mild und still und friedlich wie möglich hingeht, und deshalb ist es wieder mein Wunsch, daß man mich bei der Sache ungehindert läßt. Gerade was man am meisten fürchtet — laß es uns ehrlich sagen — nämlich die Folgen in irdischer, zeitlicher, bürgerlicher Hin-

sicht, davor ist mir gar nicht bange. Mein Gedanke ist, daß alles in dieser Hinsicht gänzlich unverändert bleiben kann — wenn man nicht störend eingreift. In Bezug auf solche Veränderungen stimmte ich so entschieden mit dem verstorbenen Bischof überein; wie oft habe ich ihm nicht wiederholt: ich bin — in dieser Hinsicht -- so konservativ, daß wenn ich zu walten hätte, und wenn auch die Opposition noch so eifrig darauf bestände, nicht so viel wie ein Knopf an dem Rock des interimistisch angestellten Unterküsters verändert werden sollte. — —

Laß es mich noch einmal wiederholen: es ist mein innerlichster Wunsch sowohl um meinetwillen als um andrer willen, daß alles so still, so friedlich, so mild, so erwünscht wie möglich hingehe — und ich hoffe es.

Aber soll es anders sein, soll gekämpft werden: nun wohl, ich mit meinem Leben scheine mich besonders zu eignen in den Kampf zu gehen."

Während also sein langes, rücksichtvolles und selbstverleugnendes Arbeiten vergeblich gewesen war, und sein notgedrungenes Eintreten für die unterdrückte Wahrheit ihm nur Entrüstung und Schmähungen eingetragen hatte, blieb er doch bis zuletzt seiner Liebe zu den Menschen treu und dem Verlangen, ihnen möglichst milde zu begegnen.

Darin ist doch unverkennbar eine Ähnlichkeit mit seinem Herrn, das sind Malzeichen der Nachfolge, und so ausgeprägt, daß sie manche Züge im Leben Jesu beleuchten, die in der üblichen Darstellung zurücktreten; vergl. z. B. Einübung im Christentum S. 164.

Doch glaube ich noch etwas stärker die Größe betonen

zu sollen, welche sich in der Treue gegen Gott offenbarte. Es ist ja allemal die eigentliche Ehre des Menschen, wenn er seinem Gott Treue hält und darin aushält sich von ihm brauchen zu lassen. Das Maß der Größe, welche sich darin zeigt, bestimmt sich nach der Größe der Anfechtungen, die dabei zu überwinden sind. Und die Anfechtungen sind bei Kierkegaard groß. Ich erinnerte schon daran, wie viel schwerer es ist, den Weg mit sehenden Augen zu gehen, zu wissen, welche Folgen der nächste Schritt haben wird, und in schwermütiger Reflexion eher größeren als geringeren Anstoß erwarten; wie schwer so der Gang ist, weil man es dann doch selbst ist, der die Folgen herbeizieht; man sah sie ja und that es doch. Und dazu kommt das andere, daß Kierkegaard kein unmittelbares Gottesverhältnis hat. Die Werkzeuge Gottes, von denen die Schrift berichtet, und alle Zeitgenossen Jesu, die in ihm den Gottessohn sahen, die hatten ein unmittelbares Gottesverhältnis. Sie hörten es aus seinem Munde, oder erfuhren es durch Offenbarungen, was sie thun sollten. Wenn so jener reiche Jüngling im Evangelium in Christus Gott sah, so war ja ganz ausdrücklich zu ihm persönlich gesagt: gehe hin, verkaufe, was du hast. Sah er nicht Gott in Jesus, so war er in demselben Fall, wie jeder andere, der ein solches Wort nachträglich hört, und es auf sich selbst nehmen muß, wie weit er den allgemeinen Befehl ausführt seiner Stellung gemäß, und hat bei der Ausführung nicht den unmittelbaren Halt an dem Bewußtsein: es ist mir befohlen! — sondern ihm gilt dabei das Wort: wer einen Turm bauen will, überschlage die Kosten, ob er es habe hinauszuführen. Über

diese Schwierigkeit kommt ja ein mehr unmittelbarer Mensch, der Begeisterung hat, hinweg. Wenn ihm ein Wort Gottes in die Seele fällt, so übersieht er die eigne Entscheidung, er nimmt ein unmittelbares Verhältnis zu Gott an. Dann kommt die Schwierigkeit nach, wenn er diesen Glauben dann festhalten soll und die Anfechtung wird ihm wohl nicht gespart. Bei dem reflektierteren Menschen kommt die Anfechtung vorher. Denn Überschlag machen ist ja nicht Berechnung der eignen Kräfte und der Verhältnisse — das giebt politisches Handeln, aber kein Handeln aus dem Gottesverhältnis. Und dagegen, was der Mensch im Glauben zu Gott vermag, dafür ist die Verheißung unbegrenzt. Aber ob der eigne Glaube ausdauernd und „ohne Zweifel" ist, ob man so, wie man ist, sich Gott gleichsam aufnötigen dürfe, ob es nicht Anmaßung und Vermessenheit ist!

Kierkegaard hat viel darüber erlitten, daß er ohne weiteres das Neue Testament zum Führer nehmen wollte, und die Verantwortlichkeit, die sich dabei auf ihn legte, und die Anfechtungen, die daraus erwuchsen, als einen Mangel an Glauben ansehen wollte. Bei ihm konnte ja keine Möglichkeit sein, ein Kind zu bleiben, er war es ja nie gewesen, er mußte ein Mann werden auch im Christentum und durch die Anfechtung hindurch. Er verstand es auch um so tiefer, daß Gott eben dem Wagen, dem Freiwilligen Raum läßt. Es soll klar sein, daß der Mensch wagt im Vertrauen zu Gott, daß er ihn führen und tragen wird. Deshalb entzieht sich Gott einem Kontraktsverhältnis. Wenn es gewagt ist, dann kommt die Gewißheit, die Bekräftigung im inwendigen Menschen, aber vorher ist es Unruhe und Bangen, was ja

selbst ein Apostel in seiner außerordentlichen Stellung erfährt. In jedem matten Augenblick erscheint es dem Wahrheitszeugen selbst als Anmaßung und als Härte, daß er sich weiter wagt, als die andern, von denen er es ja auch beständig zu hören bekommt.

Diese Anfechtungen wurden nun bei Kierkegaard sehr verschärft durch seine Sympathie zu den Menschen. Sie gab dem so starken Nachdruck, was er von ihnen hörte, und daß er liebevoll auf ihre Weise sah, das regte in ihm selbst das allgemein menschliche Begehren immer wieder auf, daß sich der Streit mit Fleisch und Blut erneuerte. Von dem Idealen ergriffen werden und es greifen im Entschluß, das ist ja nicht das Schwere, sondern den Entschluß durchführen im täglichen Leben, Jahr um Jahr, während es von allen für eine Sonderbarkeit, für einen Mangel an Ernst angesehen wird, wenn er darüber zu nichts kommt, von all seinen Anstrengungen nichts hat. Dazu hatte er den schweren Druck des körperlichen Leidens, und als nun auch besonders von 1848 an die Sorge um das Auskommen durch Geldverluste sich auf ihn legte, da drangen die allgemein üblichen Gedanken sehr auf ihn ein. Es schien ihm doch Gottes Wille zu sein, daß auch er einmal seines Lebens froh würde, und daß er von seinem Erlöser, der von aller Gebundenheit frei machen kann, auch gläubig die Befreiung von dem Pfahl im Fleisch nehmen dürfe, der ihn wesentlich gehindert hatte in das Gemeinschaftsleben einzugehen. Es schien ihm seine bisherige Weise, Gott die Zukunft zu überlassen, zu kindlich, er meinte, er sei nun genug entwickelt, um für sich selbst zu sorgen. Da wollte er sein Leben so wenden, daß es in alt-

testamentlichem Stil verlief; einige Jahre Leiden und dann Freude und Segen in diesem Leben. Er hätte dann wohl auch Stern und Sammet getragen. Er fühlte aber dabei, daß dann der Anfang als Überspanntheit erschiene und die Fortsetzung als wahrer Ernst, und daß es ihm deshalb versagt sei; er müsse um der Treue willen den begonnenen Weg weiterführen.

Nur einmal, als die Anfechtung vor Herausgabe der Krankheit zum Tode und der Einübung ihre größte Höhe erreichte, ward ihm in einer gewissen außerordentlichen Weise geholfen, wie im nächsten Abschnitt erzählt werden mag, aber doch im Grunde auch nicht anders, als daß er zu schneller Entscheidung gedrängt wurde, als seine Kräfte vergingen.

Will man sich eine Vorstellung von diesen Anfechtungen und von der Ängstigung durch die Sympathie machen, so muß man hinzudenken, daß seine großen körperlichen Leiden die Unruhe der Seele steigerten. Sie ließen ihn überdies sich oft so schwach und untüchtig fühlen, sich selbst des Trostes und der Milde so bedürftig, und er soll andere durch Strenge aufschrecken! Wie viel lieber möchte er dann nur von der Gnade reden, zu der er selbst seine Zuflucht nahm. Der Tod ist ihm in seiner Hinfälligkeit so nahe — aber wenn er nun käme, und er hätte seine Aufgabe verzögert, daß sie durch seine Schuld unvollendet blieb! Er glaubt, daß schließlich eine Katastrophe nötig ist, und er sieht klar, wie sie herbeizuführen ist, er hat auch die Geistesstärke sie durchzuführen — aber darf er die Hoffnung aufgeben, daß es auf mildere Weise durchgeführt werden kann, ist er der Mann,

der die andern in eine Blutschuld treiben darf. Muß er nicht dazu einen ausdrücklichen Befehl haben?

Rückwärts sieht er immer wieder mit verwunderter Anbetung, wie er in dem allen so sicher geführt ist, da hat er das Zeugnis Gottes für den zurückgelegten Weg, aber jeden neuen Schritt thut er um so mehr mit Bangen, im Gefühl gesteigerter Verantwortung, daß er nun nicht noch verderbe, was ihm verliehen ist und wofür er nicht genug danken kann.

In den Tagebüchern kann der Gang oftmals schwankend und unsicher erscheinen, weil sie all diese streitenden Gedanken wiedergeben, und doch, wenn man auf den Weg sieht, der unter diesen sich kreuzenden Erwägungen zurückgelegt ist, so ist er so gerade und fest durchgeführt, als ein rechter Heldengang. Fehlten bei Kierkegaard diese Ängstigungen und Anfechtungen, ging er mit leichtem Herzen seine Bahn, so fehlte ihm diese charakteristische Größe. Denn menschliche Größe ist es nicht ohne Versuchungen und Anfechtungen sein, die aus der Liebe zu den Menschen kommen, sondern sie zu überwinden und durch sie hindurchzudringen, um Gott die Treue zu halten, und darin die Liebe zu den Menschen zu bewahren.

Und nachdem er rücksichtslos bis zum Äußersten seinem Herrn die Treue gehalten, da gab er nach all den bitteren Erfahrungen auf dem Sterbebett noch seiner Liebe zu den Menschen Ausdruck, indem er zu Boesen sagte: „Grüße alle Menschen, ich habe so viel von ihnen allesamt gehalten!“

4.

**Du warst wie jene Klinge, die Kaiser Ludwig bog,
Gebogen bis zum Griffe, doch fest und streitbar noch
Vor deinem Gott gebogen, im Kampf ein scharfes Schwert,
Doch so gerad und ehrlich, daß auch der Feind dich ehrt.**

Die Stellung des Menschen zu Gott, sein Gottesverhältnis, ist wohl, wenn es aufrichtig und ernstlich ist, wesentlich dasselbe, wie verschieden auch die Aufgabe und die Ausrüstung sein mag. Darin Kierkegaards Größe aufzuzeigen, davon kann ja nicht die Rede sein. Da ist allemal Gott allein groß, der sich mit dem Menschen einläßt und selbst ihn hält und führt, so daß er darin bestehen kann; da gilt immer: an mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, — was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert. Und wenn der Mensch sich so beugt, und Gott die Ehre giebt, so ist das eben Aufrichtigkeit, nicht eine besondere Größe.

Eine ausführlichere Darlegung von Kierkegaards Gottesverhältnis will ich nicht versuchen, aber einzelne Punkte desselben zur Ergänzung des früher Gesagten zusammenfassen.

Kierkegaards Gottesverhältnis war, wie gesagt, reflektiert, und dadurch unvergleichlich anstrengender als ein unmittelbares, ein naives Gottesverhältnis. Aber auch ebensoviel vollkommener. Denn so erst gründet sich die Persönlich-

keit gläubig in Gott, indem sie sich selbst durchsichtig wird, und sich selbst in Gott versteht.

Es ist damit aber nicht gesagt, daß Kierkegaard immer nur hinterher verstanden habe, daß Gott ihm half und ihn führte, wie wenn das Gewissen nur nach der That spricht, aber vorher sich nicht bezeugt. Nein, er hat auch die Einwirkung und Leitung Gottes erfahren, die ihn zurechtwies und ihn verstehen ließ, was er thun und was er lassen sollte, wie alle Menschen es erfahren oder doch erfahren können. Diese Winke sind bei ihm eben auch seiner gegebenen Eigenart angepaßt; und ihm ist es freilich klarer, als vielleicht den meisten, daß solche Winke doppeldeutig sind, daß eine Schwierigkeit z. B. nicht ohne weiteres bedeutet, daß man die Sache lassen soll, sondern auch fragen kann, ob man willig ist durchzudringen; daß eine winkende Möglichkeit auch fragen kann, ob man selbstlos genug ist, doch auszuhalten an seinem Platze.

Seiner natürlichen Mitgift entsprechend wurde Kierkegaard wesentlich in seinem körperlichen Leiden mit der daran hängenden Schwermut gelenkt. Auf diese wunde Stelle drückt Gott gleichsam, bis er die beabsichtigte Richtung einschlägt. So griff Gott lenkend und zügelnd in sein Arbeiten ein. Es war ihm eine außerordentliche Produktionskraft verliehen; die Ideen strömen ihm zu und willig bietet sich für die Ideen der Ausdruck — aber damit kommt auch eine Unruhe, die Gedanken und den Ausdruck festzuhalten, der Eifer, unabgebrochen dem Strome zu folgen. Da lernte er durch das körperliche Leiden die Gelassenheit, die Grenzen seiner Kraft inne zu halten und sein Werk wie eine Pflicht-

arbeit zu thun, zu der bestimmte Stunden angewiesen sind; da lernte er, daß ihm auch zugeteilt wurde, wie bald und in welchem Maße er das Gegebene mitteilen sollte. Die Erfahrung ging auch noch weiter. Auf seinen Spaziergängen, die er als nötige Erholung regelmäßig that, arbeitete sein Geist auch, die Gedanken ordneten sich bis auf jedes Wort zur Niederschrift fertig. Fast überwältigt von der Fülle wendete er sich dann heim, wie einer, der einen hohen Aufbau trägt, und alle Aufmerksamkeit braucht, damit kein Teil aus der Lage kommt. Wenn ihn da ein armer Mensch anredete, und er in seinem Eifer für die Ideen nicht Zeit hatte, mit ihm zu sprechen, dann gerade geschah es ihm, daß alles wie weggeweht war, wenn er nach Hause kam, und vor der Leere ergriff ihn ängstigend der Gedanke: wenn Gott nun dir auch so begegnet, wie du dem armen Menschen, und sich nun auch nicht mit dir einlassen will. Nahm er sich dagegen Zeit, den Menschen ruhig anzuhören, so hatte er alles fix und fertig, wenn er heimkam. Daran verstand er immer lebendiger, daß seine Gaben jeden Augenblick von ihm genommen werden konnten, und er sich mit seiner Aufgabe nicht wichtig werden durfte. Und ebenso versteht er immer lebendiger mit innerlichster Dankbarkeit, daß all das Außerordentliche ihm *gegeben* ist. Geraume Zeiten, während er seine mächtigsten Bücher schrieb, klingt es durch alle seine Aufzeichnungen, daß er Gott nicht genug danken kann für das, was ihm zu verstehen gegeben ist.

Durch den Druck auf sein Befinden wird er bald zurückgehalten von einem Plan, den er gefaßt hatte, bald auch zum Handeln angetrieben, wo er zögern wollte.

Bezeichnend dafür ist eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1851. „Sonntag den 18. Mai predigte ich in der Citadelle. Es war mein erster, mein lieber Text Jak. 1, 17—22. Auch, ich gestehe es, mit dem Gedanken an „sie", falls es sie freuen wollte mich zu hören.

Ich litt sehr viel im voraus von aller möglichen Anstrengung, wie immer, wenn ich meine leibliche Persönlichkeit brauchen soll.

Ich hielt sie. Es ging recht erträglich, aber ich sprach doch so schwach, daß man darüber klagte, man habe nicht verstehen können.

Als ich nach Hause ging, befand ich mich sogar wohl, animiert. Mein Gedanke war gewesen, im Lauf des Sommers einige solche Predigten zu halten, natürlich nach Ausarbeitung.

Nun wurde mir inzwischen klar, daß allzuviel Zeit damit hingeht, und es mich doch zu sehr in Anspruch nimmt.

So kam mir in den Sinn, du kannst ja ex tempore predigen.

Das traf mich. Ich würde dann das Äußerste gewagt haben.

Aber was geschieht? Am Montag war ich so ohnmächtig und matt, daß es fürchterlich war.

So gingen mehrere Tage hin. Den Gedanken ex tempore zu predigen gab ich gleichwohl nicht auf, und dann das Christliche existentiell so weit hinaus wie möglich zu markieren.

Doch ich fühlte, daß es meinem ganzen Wesen entgegen war.

Ich wurde matter und matter. Doch gab ich den Gedanken nicht ganz auf. Inzwischen mußte ich ihn doch für das nächste Mal aufgeben.

Da wurde ich rein krank. Der unglückliche, qualvolle Schmerz, welcher die Grenze meiner Persönlichkeit ist, begann sich fürchterlich zu rühren, etwas, das mir nun in langer, langer Zeit nicht geschehen war.

Ich verstand dies einen Augenblick als eine Strafe, weil ich nicht rasch genug zugegriffen.

Ich wurde elender.

Am Sonntag, dem nächsten nach dem 18. las ich wie gewöhnlich meine Predigt von Mynster, und siehe, die Reihe war an der von dem Pfahl im Fleisch: laß dir an meiner Gnade genügen.

Das traf mich.

Inzwischen wollte ich doch jenen Gedanken nicht aufgeben, meinte sogar mich zwingen zu müssen. Nun wurde die Qual stärker.

So verstand ich es anders: daß ich doch wieder über meine Grenze hinaus gewollt hatte, und ruhe nun darin: laß dir an meiner Gnade genügen. Verinnerlichung ist meine Aufgabe, und viel von einem Dichter bin ich.

Sonntag den 18. hatte ich am Morgen zu Gott gebetet: daß etwas Neues in mir möchte geboren werden (ich weiß selbst nicht, wie das mir einfiel), ferner nötigte sich mir der Gedanke auf: wie Eltern ihre Kinder erziehen und sie zuletzt zur Konfirmation führen, so sei es meine Konfirmation, zu der mich Gott jetzt führe.

Auch dies ist in einer Art geschehen. Es ist etwas

Neues in mir geboren; denn ich verstehe meine Verfasser-Aufgabe jetzt anders, sie ist jetzt ganz anders eingeweiht direkt Religiosität auszubreiten. Und die Konfirmation habe ich auch darauf empfangen."*)

Wie er es hier erfuhr, bekam er öfter durch die Predigt des Sonntags, am meisten durch den Text derselben eine Antwort auf das, was ihn eben bewegt. So bemerkt er 1850:

„Dies Jahr trifft es sich so, daß der 9. August (Vaters Todestag) ein Freitag ist. Ich ging auch an dem Tage zum Abendmahl.

Und die Predigt, die ich dann der Reihe nach den Tag bei Luther las, war verwunderlich genug über das Wort (Jak. 1) „alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab."

Den Tag, da ich das Manuskript (der Einübung im Christentum) in die Druckerei schickte (wobei die Sorge um die Folgen groß gewesen war), handelte die Predigt, welche ich der Reihe nach im Luther las, über das Wort des Paulus, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind.

Das trifft doch verwunderlich zu; ich werde auch selbst wunderlich davon ergriffen, da ich nicht so im voraus daran denke, welche Predigt der Reihe nach gelesen werden soll.

---

*) In dieses Schriftwort „alle gute und alle vollkommene Gabe" war ebenso die Erinnerung an seinen Vater wie die Trauer um seine unglückliche Liebe eingegangen. Deshalb behandelte auch das erste Heft der Reden, die er dem Andenken seines Vaters widmete und in Rücksicht auf seine frühere Verlobte herausgab, diesen Text. Von Sibbern hatte er auch damals gehört, daß sie die Reden gelesen hatte. Später hörte sie auch in eigenem Zusammentreffen zugleich mit Kierkegaard eine Predigt Paullis über dies Wort.

Der 8. September, den ich eigentlich meinen Verlobungstag nenne, ist dies Jahr ein Sonntag, und das Evangelium ist: Niemand kann zween Herren dienen."

Ähnlich war es, als Kierkegaard abends die kleine Schrift Mynsters bekommen hatte, in welcher er mit Goldschmidt zusammengestellt wurde, und die Absicht Mynsters dabei ihn schmerzte. Am andern Tage las er als sein Pensum Psalm 24—28, und 26, 4 und 27, 10 berührte ihn besonders nachdrücklich.

Wie er von dem Plan in extemporierten Predigten und dementsprechender Existenzform sein Werk fortzusetzen, durch den Druck auf sein Befinden abgebracht wurde, so nötigte ihn dieser Druck andrerseits auch wieder zum Handeln. Wenn er im Bangen vor den Folgen, vor dem Anstoß, den die Herausgabe einer Schrift wecken werde, zögert, so versinkt er in solche Schwermut, daß er nicht aus und ein weiß und ein Ende machen muß, indem er rasch handelt auf jede Gefahr hin. Und hat er es dann gethan, dann kehrt Friede und Gehobenheit bei ihm ein.

Bei einer solchen Gelegenheit ging das Eingreifen des Herrn einmal auch weiter, bis zu einer Art Einsprache. Es war im Jahre 1849, bei der für Kierkegaard entscheidendsten Wendung, da die Krankheit zum Tode und die Einübung fertig lag und es sich um ihre Herausgabe handelte. Obschon sie in gemilderter Form die Strenge des Christentums gegenüber dem Bestehenden ausdrückten, erwartete Kierkegaard, daß sie den Bruch herbeiführen und das Ärgernis wecken würden. Da erhob sich eben der Zweifel, ob er in dem Grade Christ sei, daß er die Märtyrerbahn betreten dürfe,

und die Sympathie mit den Menschen warf sich ihm noch dazu entgegen. Er kämpfte lange in sich. Bei Fenelon fand er das Wort (nach Hiob): wer ist es, der sich wider den Herrn gesetzt hat, und doch Ruhe haben könnte. Das grub sich ein. Er betete beständig, daß Gott ihn in jeder Weise antreiben wolle, wenn er die Bücher herausgeben solle, und ihn in jeder Weise zurückschrecke, wenn es vermessen sei. Da siegte zunächst in ihm der Beschluß, die Herausgabe zu unterlassen. Er meinte die Erkenntnis, in die er eingeweiht war, in esoterischen Mitteilungen verwenden zu können und betete, daß es ihm mit der Anstellung am Prediger-Seminar glücken möchte. Er ging zu Madvig und Mynster, um über diese Anstellung zu sprechen und traf beide nicht zu Hause. Als er bei dem zweiten Versuch Mynster traf, wurde er gegen Gewohnheit sehr vornehm abgespeist; Mynster hatte keine Zeit. Da fühlte er nach der andern Seite hin. Er schrieb an die Druckerei und erhielt wider Erwarten und Gewohnheit den Bescheid, daß sie zu Diensten stände, wenn sie am andern Tage das Manuskript erhielte. Da erfuhr Kierkegaard am Abend, daß Etatsrat Olsen, der Vater seiner ehemaligen Verlobten gestorben war. Das beunruhigte ihn sehr. Der Gedanke an „sie", daß er ihr eine Aufrichtung geben möchte und sie nicht etwa in Mitleidenschaft ziehe, drang auf ihn ein, und damit erhob sich wieder die Sympathie in ihrer ganzen Stärke. Da hörte er in der Nacht eine Stimme, die ihm antwortete. Der Eindruck, den er davon behielt, war Schrecken; er erlebte, was es sagen will: Gott erschreckte mich! Und durch den Schrecken wirkte die Einsprache; denn, und das ist bezeichnend für seine Re-

flektiertheit, die Worte selbst waren mehrdeutig. Zwei Worte klangen ihm besonders erschütternd in der Seele nach; das eine: „sieh, nun will er seinen eignen Untergang;“ das andere: „was bildet er sich ein.“ Aber unklar war ihm der Zusammenhang, doppeldeutig die Beziehung. Nüchtern wie er ist, dachte er zunächst, es sei ein Selbstgespräch gewesen, in dem seine Verständigkeit ihm abriet, Vermessenes zu wagen. Doch ergriffen ihn die gehörten Worte ganz anders erschreckend, wie Ankündigung der Ungnade Gottes. Von andern Äußerungen waren ihm aus dem Gespräch in der Erinnerung: „ich könnte ja ein acht Tage warten;“ „es geht ja dich gar nichts an, daß Etatsrat Olsen tot ist;“ „ist es das, was von mir verlangt wird.“ Aber von den beiden ersten dieser Worte war er nicht sicher, ob sie in erster oder zweiter Person gesprochen waren, ob es lautete: ich — oder du, mich oder dich; gleich wie er nicht wußte, ob das Wort: „nun will er seinen eignen Untergang“ sich darauf bezog, daß er das Manuskript zurückhalten oder darauf, daß er es in die Druckerei senden wollte. Er verstand es dann so, daß sein Gedanke gewesen war: ich könnte ja ein acht Tage warten — mit dem Abschicken, dadurch Zeit gewinnen und inzwischen anderes anfangen. Darauf bezog sich dann das Wort: „nun will er seinen eignen Untergang.“ Vielleicht war dann seine unwillkürliche Gegenfrage: „ist es das, was von mir verlangt wird“ — er dachte ja sehr ernstlich an den Märtyrergang; und darauf erfolgte die Abweisung: „was bildet er sich ein.“ Er vermutet indes, daß er bei jener Frage gemeint habe, ob er nun einen direkten Schritt zur Verständigung mit seiner früheren Ver-

lobten thun solle. — Kurz der Zusammenhang und der Sinn des Gespräches war ihm ganz dialektisch, und erst allmählich erinnerte er sich an das einzelne. Aber gerade die Unsicherheit, ob es sein Stolz war, der wider seinen Verstand stritt, oder ob es Gottes Ungnade war, die seinem Zurückweichen entgegentrat, machte sein Leiden wie das Sterben. Und er verstand es auch als die Absicht Gottes, daß er sich bis zum Tode verwunden sollte, und so den Schritt thun. Ermüdet von dieser innern Qual verlor er die Lust das Leben genießen zu wollen, auch wenn die Bedingungen geboten würden, und sein Pfahl im Fleisch von ihm genommen würde.

In „Zur Selbstprüfung" schreibt er im Blick auf Luther: „Ein Jahr der Versuchung ausgesetzt sein, ist nichts gegen eine Stunde der Anfechtung. So sitzt jener einsame Mensch da; er sitzt, oder, wenn du willst, er geht, vielleicht die Diele auf und ab, wie der gefangene Löwe im Käfig; und doch, es ist zum Verwundern, worin er gefangen ist, er ist von Gott und durch Gott in sich selber gefangen. — Nun soll das in die Wirklichkeit eingeführt werden, wofür er in der Anfechtung gelitten hat. Glaubst du, daß er Lust dazu hat? Wahrlich jeder, der diese Wege jubelnd gegangen kommt, sei überzeugt, er ist nicht berufen. Es ist keiner unter den Berufenen, der nicht am liebsten hätte davon frei sein wollen; keiner, der nicht für sich gebeten hätte, wie ein Kind für sich bitten und betteln kann; aber es half nichts, er muß vorwärts. — So weiß er, indem er nun den Schritt thut, wird sich das Entsetzen erheben. Wer nicht berufen ist, dem wird, wenn nun das Entsetzen sich erhebt, so angst, daß

er zurückflieht. Aber der Berufene — o mein Freund, nur zu gern möchte er zurück, aber indem er sich schon umgedreht hat um zu fliehen, sieht er den noch größeren Schrecken, der hinter ihm ist — den Schrecken der Anfechtung; er muß vorwärts — so geht er denn vorwärts; er ist nun ganz ruhig, denn der Schrecken der Anfechtung ist ein furchtbarer Zuchtmeister, der wohl Mut geben kann. Alles, was ganz der Wirklichkeit angehört, waffnet sich gegen diesen Mann der Anfechtungen, dem man doch nicht bange machen kann, und wunderbar genug, gerade weil ihm so bange ist — vor Gott!"

Solche Erfahrung machte er hauptsächlich bei jenem Gespräch. Sonst gilt von seinem Gottesverhältnis, daß es seine Stärke im Danken hat, da er rückwärts, wie es von Moses gesagt ist, Gottes Herrlichkeit schaut und voll Anbetung ist.

Die erste religiöse Rede, die er drucken ließ (am Schluß von Entweder-Oder), hatte das Thema: vor Gott haben wir allzeit unrecht. Dies Wort und seinen „lieben Text" aus Jakobus, daß lauter gute und vollkommene Gabe von Gott kommt, führt er in seinem Leben so durch, daß er nicht eher ruht, als bis er Gottes Gedanken so versteht, daß er ihm recht geben kann, und einsieht, daß ihm gut war und zum Besten diente, was menschlich angesehen sehr strenge und harte Wege waren.

Wohl sieht er lebenslang wehmütig auf seine Kindheit, wie unglücklich ihn die unsinnig strenge Erziehung im Christentum machte, aber daß ihm gerade dadurch geholfen wurde, mehr zu verstehen und weiter zu kommen, gesteht er immer

gern und dankbar Gott zu. War schon die Liebe zu seinem Vater erfinderisch und stark genug, um in all seinen Jugenderinnerungen fußen zu können, so dringt erst recht die Liebe zu seinem Gott hindurch. Und so bei allem, was er als Druck und Leid empfindet.

Sein körperliches Leiden liegt schwer auf ihm, er hat große Qualen davon, es bindet ihn auch in so empfindliche Abhängigkeit von Äußerlichkeiten. Eine ungünstig gelegene, der Sonne stark ausgesetzte Wohnung macht es ihm fast unmöglich zu arbeiten. Dabei greift sein Leiden so direkt in das Seelische ein, daß es ein fruchtbarer Boden für anfechtende Gedanken ist. Fort und fort fühlt er die Lähmung durch sein Leiden, das in den letzten Wochen seines Lebens auch geradezu Lähmung wurde — doch versteht er es als eine Förderung auch in seiner Aufgabe.*) Er sagt davon:

„Zuweilen, wenn ich an meine Leiden denke, ist es mir, als sagte die Vorsehung zu mir: „lieber, kleiner Freund, ich will nun einmal gerade diese Darstellung des Christentums brauchen. Ohne Leiden läßt sich das nicht thun. Einen brauche ich dazu. So habe ich dich genommen. Zwingen kann ich dich leicht. Aber ich will lieber, daß du dich geduldig darein findest — bedenke, daß die Trübsal, die zeitlich und leicht ist — — —." Und so versöhne ich mich ganz damit. Je wahrer die Darstellung des Religiösen ist, um so mehr dient sie zu Gottes Ehre; aber wenn die Leiden zu wahrerer Darstellung der Wahrheit helfen, so dienen ja die Leiden zu Gottes Ehre." Oder:

*) Nach den Mitteilungen seiner Nichte führte K. sein Leiden auf den schweren Fall von einem Baume in der Kindheit zurück.

„Zuweilen ist es mir in einem mißmutigen Augenblick eingefallen, daß Christus nicht im Leiden der Krankheit versucht wurde, wenigstens nicht in diesem peinlichsten, wo das Seelische und das Körperliche einander dialektisch berühren — also war in dieser Hinsicht das Leben des Vorbildes leichter. Aber dann sage ich zu mir selbst: glaubst du denn, wenn du ganz gesund wärest, würdest du leicht oder leichter die Vollkommenheit erreichen? O gerade im Gegenteil; du würdest dich so leicht deinen Leidenschaften hingeben, wenn nicht anderen, so deinem Stolz, einem gesteigerten Selbstgefühl u. dergl. So sind die Leiden — ob auch eine Last — eine gewinnbringende Last, wie die Schienen, welche in einem orthopädischen Institut gebraucht werden. — Überhaupt ganz leiblich und physisch gesund ein wahres Geistesleben führen, das kann kein Mensch. Dann läuft gleich das unmittelbare Wohlbefinden mit ihm davon. Geistesleben ist in gewissem Sinn ein Absterben von dem Unmittelbaren. Sieh, deshalb sind Leiden eine Hilfe. Wenn man jeden Tag leidet, wenn man so gebrechlich ist, daß der Gedanke an den Tod ganz einfach gleich bei der Hand ist, so glückt es einem doch etwas damit, sich beständig bewußt zu sein, daß man Gottes bedarf.

Leibliche Gesundheit, unmittelbares Wohlbefinden ist eine weit größere Gefahr als Reichtum, Macht und Ansehn.

Es sieht freilich täuschend aus, als wäre es doch eine Hilfe, leiblich, unmittelbar stark zu sein. Aber ist man es, so ist es eine fast übermenschliche Aufgabe als Geist zu leben. Dazu gehört ein Gottesbewußtsein, wie es im Gottmenschen war. Sonst täuscht ein Mensch so leicht sich selbst

und verwechselt das unmittelbare Wohlbefinden mit — Geistesleben. Das leibliche Leiden, der gebrechliche Körper ist ein nützliches memento.“ Und ein andermal:

„In jedem Fall waren die Leiden eine Unterstützung wie Kork bei dem Schwimmen.

Einen starken Körper haben und dann allein durch den Geist festhalten sollen, daß z. B. der Tod in jedem Augenblick nahe ist: ja, gute Nacht, das wird gewöhnlich nur Predigt-Geschwätz.

Aber wenn man so schwach ist wie ich, dann fällt es nicht schwer. Jeder Tag, den ich lebe, ist mir ein Anlaß zur Verwunderung, daß ich so ein Kind des Todes bin — und daß ich doch lebe! Ja mein Dasein ist wie eine Satire über das Menschsein.

Aber deshalb hat auch meine Darstellung Wahrheit. Sie ist den Menschen eigentlich nur allzu wahr; sie sind nämlich allzu sinnlich stark, um sich mit solchem einlassen zu dürfen.“

Mit der Behandlung, die er von seinen Zeitgenossen erlitt, machte er es, wie schon gesagt, ebenso. Die täglichen Erfahrungen auf der Straße, wo man u. a. die Kinder hinter ihm herschickte zu fragen, wie spät es sei, ließen ihn sich so recht in einer Kleinstadt fühlen, und noch mehr die kleinliche Mißgunst, die in mißglückter Selbstbehauptung seine Überlegenheit für Überspanntheit ausrief. · So gab schon bei Entweder-Oder Heiberg die Parole aus: das Buch wäre so groß, daß es der Verfasser könne für Geld sehen lassen; er würde dann eben so viel Geld einnehmen, als wenn er es für Geld lesen lasse. Man amüsierte sich darüber, daß einer

bedeutende Werke auf eigne Kosten drucken ließ, und es fand sich auch wirklich keiner, der mit Besprechungen unterstützte. Auf einem größeren Schauplatz, in einem ausgedehnteren Sprachgebiet wäre das kaum geschehen. Kierkegaard blieb dabei, wie z. B. in den Stadien zu lesen ist, doch seines Vaterlandes und seiner Muttersprache froh, und wenn er durch die Kleinheit der Verhältnisse litt, versteht er es doch so, daß ihm dieser enge Schauplatz gut war. Immer wenn er sich bewußt wird, weiter gekommen zu sein als dieser oder jener, da sieht er sich auch sofort um, wodurch ihm das gegeben ist. Und wenn er z. B. ganz anders als Vinet seine Persönlichkeit eingesetzt und seine Sache anders rein durchgeführt hat ohne menschliche Unterstützung zu suchen, da schreibt er das gerade den engen Verhältnissen zu, die ihm dazu halfen; denn Vinet schrieb doch für das ganze französische Sprachgebiet.

Nicht minder rechnet er auch, gleichsam zur Entschuldigung der andern, den Vorteil hoch an, den er damit voraus hatte, daß er nicht für sein Auskommen zu arbeiten brauchte. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß ihm sein Vater etwa 50000 Mk. hinterließ. Daß er das Vermögen einfach aufgezehrt habe, ist nicht richtig. Er hatte es in Papieren angelegt, an denen er, wie es scheint, 1848 erheblich verlor. Da er nun von 1843 an Bücher auf eigne Rechnung herausgab, deren Herstellungskosten fast jährlich die Zinsen erreichten oder überstiegen, und erst im Lauf von Jahren die Auslagen allmählich wieder eingingen, so mußte natürlich das Kapital angegriffen und allmählich aufgezehrt werden. Es reichte eben bis zu seinem Tode; auch in dieser Be-

ziehung schlug alles ein. Und wenn nun betont wird, daß er Vermögen hatte, so muß auch betont werden, daß er es ebenfalls seiner Sache geopfert hat.

Bei dem, was Kierkegaard erleidet, giebt er Gott recht, bei dem, was er gewann, giebt er Gott die Ehre, und weiß ihm in allem zu danken. — So thut wohl jeder religiöse Mensch, nur daß nicht jeder so vollständig alles, was ihn betrifft, in sein Gottesverhältnis aufnimmt, und so klar auf Gott bezieht.

Im Vergleich mit den Bekenntnissen anderer von Augustin an, sind Kierkegaards Tagebücher allerdings arm an ausgeführten Schuldbekenntnissen, doch meine ich, daß er gerade darin überragt. Er braucht hauptsächlich nur einen Ausdruck, er sagt: ich bin mir selbst ein Pönitierender! Gerade diese Kürze und Unbestimmtheit ist so stark, weil sie jedem die Freiheit läßt, alles mögliche zu denken. In einer bestimmten Situation kann man es wohl am leichtesten sehen. Als Kierkegaard Rasmus Nielsen, wie nachher zu erwähnen ist, näheren Anschluß gewährte, um ihn in seine Sache einzuweihen, sagte er ihm mit dem Nachdruck, den er in ein Wort legen konnte: ich bin ein Pönitierender. Er that es, um alle Bewunderung für seine Persönlichkeit zu unterbinden und diese gleichsam neben der Sache in den Schatten zu stellen. Man denke sich, Kierkegaard hätte im einzelnen aufgezählt, was er bereute. Da von Verbrechen, auch von keinen besonderen Thatsünden die Rede sein konnte, hätte wohl die Beichte etwas Komisches gehabt, wenn auch in anderer Weise als Luthers Beichte für Staupitz, der ja meinte, Luther beichte Puppensünden. Es wäre doch gewesen, als

wollte Kierkegaard ausdrücken, daß er seine Verschuldungen besonders ernstlich nehme, wenn er mit solchen Bekenntnissen die Verständigung einleitete. Aber dies Wort: ich bin ein Pönitierender berührt so ernst und schneidet alles Vergleichen ab. Mir ist nicht bekannt, ob Rasmus Nielsen sich darüber geäußert hat, aber wunderlich wird ihm zu Mute gewesen sein, als er dies Wort zu hören bekam, da er, der etwas ältere Mann, in Würden und Ehren, hingerissen, in gewissem Sinn geblendet von Kierkegaards überlegenem Geist Anschluß suchte. Es ist eben der absolute Ausdruck des Schuldigseins, wie es Kierkegaard vor Gott fühlte, wo alles Abwägen und Vergleichen mit der Schuld anderer für ihn gar nicht da war. Sollte einem, der an ausführlichere Sündenbekenntnisse gewöhnt ist, die Kürze des Ausdrucks mißfallen, so kann ich ja hinzufügen, daß ihn Kierkegaard keineswegs kurzer Hand gewählt hatte. Er hat unbeschreiblich viel darüber nachgedacht, wie er ein Bekenntnis ablegen sollte. Er fragte: „Hat Gott nicht das Recht zu fordern, daß man sich selbst der Strafe aussetzt, welche folgt, wenn die Sünde offenbar wird, auch wenn keine bürgerliche Strafe auf diese Sünden gesetzt ist?“ Von Sünden, bei welchen ein schwerer Bruch der bürgerlichen Ordnung zu sühnen ist, urteilt man ja so, aber ist ein so wesentlicher Unterschied zwischen Sünden und Sünden? Aber gerade auch in solchen Erwägungen fühlt sich Kierkegaard inmitten der Christenheit so vereinsamt, so fremd, er meint, er würde für närrisch angesehen, wenn er diese Frage im Ernst zur Sprache brächte. Doch beschäftigt sie ihn mit großer Macht, wie alles, was sein Verhältnis zu Gott angeht. Daß die Kirche das Ver-

borgene nicht richtet (de occultis non judicat ecclesia), ist ja doch keine Entscheidung, sondern ist nur ein neuer Ausdruck dafür, daß der einzelne sich selbst raten muß. — Darf er seine Schuld verschweigen und dadurch seine Wirksamkeit vielleicht unterstützen? Aber will Gott die Schuld offenbar haben, so kann er es ja leicht thun. Zunächst ist es doch eine Sache zwischen Gott und dem Menschen allein. Ist es da nicht das rechte, nur jede kluge, vorbeugende Maßregel zu unterlassen und es Gott anheim zu geben, ob er die Schuld im geheimen oder offenen gegen einen brauchen will, damit es nicht ein Versuchen Gottes werde. Aus solchen Erwägungen hat er jenen Ausdruck gewählt, der in aller Unbestimmtheit so bestimmt sein Verhältnis zu Gott und seine Selbstwertung ausdrückt, dabei so nachdrücklich abwehrt, daß er zu hoch gehalten werde.

Für ihn selbst liegt darin, daß von Verdienstlichem nicht die Rede sein kann, nicht im Thun und nicht im Leiden; es ist alles seine Schuldigkeit. So redet er demütig vor Gott, während er sich wohl bewußt ist, welches Recht er den Menschen gegenüber hat. Aber ebenso hat er in jenem Bewußtsein auch wieder den Ausgleich mit den andern Menschen, die leichter geführt werden. Er meint, wissen sie sich nicht so schuldig, so braucht auch nicht so viel von ihnen gefordert zu werden.

Zu diesem Beugen vor Gott gehört auch, daß er so oft und lange von sich sagt, er sei fast nur ein Dichter des Christlichen, nicht ein Wahrheitszeuge, bei dem das Leben selbst noch stärker zeugt als das Wort. Deshalb sagt er auch, er dürfe sich nicht einen Christen nennen, er sei noch

weit von der Vollkommenheit des Christen entfernt. Man hat daraus geschlossen, es müsse doch mit seinem Glauben bedenklich gestanden haben, da er das nicht wagen wollte, was man selbst ganz unbedenklich von sich sagt. Man vergißt dabei, daß Kierkegaard deutlicher wie andere verstand, was der Herr an seinen Nachfolgern sucht, gleichwie man vergißt, daß selbst der Apostel sagt: nicht, daß ich es ergriffen hätte oder schon vollkommen sei.

In der Rede über das Wort: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt — hebt Kierkegaard hervor, daß Hiob hurtig war zwischen Gott und sich zu richten, und den Streit so zu entscheiden, daß jeder Anspruch abgewiesen wird, der von dem Herrn fordern wollte, was er nicht geben will, oder festzuhalten begehrt, was er nehmen will. So that er selbst; so bringt er jeden sich erhebenden Streit der Gedanken gegen Gott zum Schweigen mit dem klaren, bestimmten Urteil, daß auf Gottes Seite das Recht und die Größe und die Ehre ist, also auf seiner Seite die Anbetung und die Dankbarkeit ist.

In dem vorigen Abschnitt war davon die Rede, daß ihm das Christentum so streng, so verstörend für das ruhige, glückliche Leben erschien, daß es ihn ängstete, davon reden zu sollen. So war es, wenn seine Sympathie mit den Menschen das Wort führte. Aber er ist nicht langsam dem Christentum seine Ehre zu geben. Er sagt z. B. „Gewiß ist, menschlich gesprochen, etwas Grausames in dem, was von den Christen gefordert wird — doch nein, nicht in dem, was von ihnen gefordert wird, sondern in dem, was ihnen widerfährt; denn dies liegt nicht im Christentum, das liegt teils

darin, daß sie selbst Sünder sind, teils darin, daß die Welt, in der sie leben, sündig ist. Das Christentum fordert bloß, daß sie die Menschen von ganzem Herzen lieben sollen; es kann nicht dafür, daß dies mit Verfolgung gelohnt wird. Aber antworte dir selbst aufrichtig auf die Frage: könntest du wünschen, daß das Christentum nicht so viel, nicht so absolut forderte, daß es herunterließe — und dir damit etwas bessere Tage schaffte; könntest du es dann so hoch lieben?" Und ebenso bezeugt er ihnen immer, daß in der Liebe alles, alles kann vergessen sein, und daß man sich von all der Liebe so bewegt und so selig fühlt, daß das Absterben eine Liebesfreude werden kann. Die Nachfolge ist trotz all ihres Schmerzes doch eine Liebessache und darum auch selig.

Das Ungewöhnlichste in Kierkegaards Gottesverhältnis ist wohl die Klarheit, mit der er die Umkehrungen und Verschiebungen zurechtstellt, die der Gebetssprache herkömmlicherweise eigen sind, weil sie uns Menschen eben natürlich sind — jene unwillkürlichen Umdichtungen, in denen wir reden als gelte es Gott zu bewegen und umzustimmen, daß er barmherzig werde, oder voll Eifer für seine Sache und sein Reich. So sagt er:

„O wie verschlagen ist doch das Menschenherz, meines wie wohl auch der andern.

Ein Redner tritt auf und — so sind wir ja gewöhnt, daß geredet wird, und ich rede auch so — betet: Herr Jesu zieh mich ganz zu dir.

Gott im Himmel! Daß bei dem, der ein ganzes Leben hindurch alle Seelenqual und zuletzt den schmählichen Tod erleiden wollte, um jeden Menschen zu retten, daß auf seiner

Seite etwas im Wege wäre, und er mich nicht mit größter Freude ganz zu sich ziehen wollte — das heißt ihn doch eines fast wahnwitzigen Selbstwiderspruches beschuldigen.

Aber dann rede ich ja verkehrt? O ja gewiß und darin liegt der Trug. Ich habe eine Vorstellung davon, daß das Absterben von der Welt so schmerzlich ist, daß ich mich krümme. Anstatt nun anklagend zu sagen: Herr Jesus Christus vergieb mir, daß ich noch so weit zurück bin — statt dessen schwatze ich verkehrt, und stelle mich, als wäre ich wohl willig genug, aber die Schwierigkeit läge wo anders, vermutlich darin, daß Christus in seiner seligen Erhabenheit nicht Zeit oder Gelegenheit hat mir zu helfen.

„Reiß mich von allem, was mich zurückhalten will.“ Aber du mein Herr und Gott, was ist es denn, was mich zurückhalten will? Ich bin es ja gerade selbst. Wenn ich nicht mit dem, was mich zurückhält, unter der Decke spielte und versteckt zusammenhielte: dann wäre es eo ipso gegeben, daß Christus mich ganz zu sich zöge; denn er thut nichts anderes, als daß er jeden Menschen ganz zu sich ziehen will.

Meine Bitte wird so fast ein Vorwurf gegen Christus; denn wahrlich, ist es in Wahrheit so, daß ich unbedingt willig bin, aber etwas anderes mich gegen meinen Willen zurückhält, so zeigt ja Christus sich nicht als Erlöser.

O, aber so ist das trugvolle menschliche Herz; wir kommen höchstens bis zum Wünschen; und wenn dann der Wunsch recht brennend ausgedrückt wird, meinen wir außerordentlich weit zu sein!“

Eins kann bei Kierkegaard zu fehlen scheinen: die Freude an Gott. Es kann aussehen, als ob das Gefühl der Un-

gleichheit zwischen Gott und Mensch einen beständigen Druck ausübe, so daß die Freude nicht aufkommen könne. Doch kommt sie auf. Gerade das so entwickelte Bewußtsein von der Erhabenheit Gottes macht bei ihm um so tiefer ergreifend und überwältigend das Bewußtsein, von diesem Gott geführt zu werden und ihn zum Halt und Trost zu haben. Allerdings ist das Bewußtsein nicht zunächst und nicht durchweg das herrschende, denn so entspricht es seiner Aufgabe. Er soll ja nicht einer beunruhigten Zeit die Freude an der Gnade bringen, sondern eine in religiöser Beziehung beruhigte und sichere Zeit sehen lassen, daß sie Gnade zu suchen hat und wie große Gnade sie braucht. Darin wurde er selbst erzogen und in dieser Spannung erhalten, damit persönliche Wahrheit bei ihm selbst sei, was er andern sagt. Aber in dem Maße, wie er sein Werk vollendet, überwiegt das Bewußtsein von der Liebe Gottes und überwiegt allen Streit und das peinvoll gesteigerte Leiden. Er hatte diesen Ausgang im Glauben voraus ergriffen, da er zu seiner Grabschrift den Vers bestimmte:

Noch eine kleine Zeit,
So hab ich gewonnen;
Dann ist der ganze Streit
Mit eins zerronnen,
Dann kann ich mich ruhen auf himmlischen Auen
Und unablässig Jesum schauen.

In seinem letzten Leiden vernahm er es, daß er nun zu dem Halleluja kam.

5.

Der Einzelne.

An diesem Punkte liegt das Wehmütige in seinem Leben. Daß es den Eindruck eines unglücklichen Lebens macht, liegt darin, daß seine Liebe zu den Menschen in dem Sinn unglücklich war, daß er nie und nirgends zu vollem Einverständnis kam. Doch ist es auch gerade Größe.

Wie Kierkegaard dieses Ideal, das er mit nachhaltigster Betonung geltend machte, in seinem Leben verwirklichte, ist in dem bisher Ausgeführten schon mitgesagt. Denn dieses Ideal bedeutet ja, daß der Mensch seinen wesentlichen Halt nicht im Zusammenhange mit den andern haben soll, auch nicht so, wie wohl manchmal selbst der Asket, wenn er für seine isolierten Anstrengungen die Bewunderung der Menschen brauchte. „Der einzelne" will ja sagen, daß die Rettung für den Menschen darin liegt, daß er Person wird. Wie Kierkegaard das ausdrückt: „Wer Persönlichkeit wird, wen es glückt so weit zu bringen, oder wer so weit kommt, der ist gewöhnlich gerettet. Und warum? Weil es so hell um ihn wird, daß er sich nicht vor sich selbst verstecken kann, ja so hell als wäre er durchsichtig. Und in dem bürgerlichen Leben meint man ja bereits, daß Gasbeleuchtung am Abend vielem Bösen vorbeugt, weil ein Licht, das hell ist, das Böse fortscheucht: und denke nun die Durchleuchtung eine Persön-

lichkeit zu sein, überall Helligkeit. — Aber der Mensch liebt natürlich die Dämmerung, das Unpersönliche; wenn es hell wird, wird es ihm leicht allzufeierlich, besonders wenn nicht Helligkeit mit Dämmerung und Dunkel wechselt, sondern ununterbrochen es hell ist und mit dem höchsten Grad von Klarheit."

Daß Kierkegaard eine Persönlichkeit wurde, die sich durchsichtig in Gott gründete, daß er nicht seinen Halt im Zusammenhange mit den andern hatte, nicht von der Stellung in der Gesellschaft sich nährte, er, der sich im Dienste der Wahrheit seiner ganzen Zeit entgegenwarf — das ist wohl offenbar. Einige Mitteilungen will ich aber hier noch daran anfügen, wie er darauf hielt, sich in seiner Einzelheit zu bewahren, wie er sich hütete sich und seine Sache in der üblichen Weise auf die Stimmung des Publikums oder auf die Gunst der Mächtigen zu stützen — damit er seine Sache im Charakter bediene, und seinerseits aus allem Vermögen abwehre, daß sie Geschwätz würde, indem sie in Aufnahme käme als „etwas Tiefes" und dergleichen, was man bewundert.

Sehr bezeichnend ist die Geschichte mit Friederike Bremer. Die schwedische Schriftstellerin besuchte Kopenhagen, machte sich mit den hervorragenden Leuten bekannt, um dann ihre Eindrücke und Urteile drucken zu lassen, und dabei über das Entgegenkommen und die Beachtung, die sie gefunden, zu quittieren, wie das so Brauch ist und auch hilft Namen und Bücher in andere Länder zu bringen. Bei Martensen las sie die Aushängebogen seiner Dogmatik, die eben im Druck war, und verfehlte auch nicht, wie sie ihm nachher schrieb, bei ihrer nordamerikanischen Reise die Vereinigten

Staaten auf Martensen und seine theologische Denkweise aufmerksam zu machen. Sie schrieb auch verbindlich an Kierkegaard und bat ihn sie zu besuchen, da sie nicht zu ihm (dem unverheirateten) kommen könne. Sie wolle ihm für das himmlische Manna seiner Schriften danken und über die Stadien auf dem Lebenswege mit ihm sprechen, die sie sehr beschäftigten. Sie begehre viel, aber Dänemarks ausgezeichnete Männer hätten sie dummdreist gemacht und ihr Grund gegeben zu glauben, daß man nicht zu viel von ihnen begehren könne und nicht mehr hoffen könne als sie gäben.

Auf ihre zweite Anfrage, ob sie ihn am Himmelfahrtstage erwarten könne, antwortete Kierkegaard humoristisch, er wage noch mehr in Dummdreistigkeit, denn er sage Nein zu der Einladung, und wage das äußerste in Dummdreistigkeit, denn er bitte sie seinen aufrichtigen Dank für die Einladung entgegenzunehmen. Dabei entschuldigte er sich, daß er sie durch seine Lebensweise in Verlegenheit gebracht habe. Erst hatte er gedacht, die Ironie hervorzukehren, und einfach zu antworten: Nein, vielen Dank, ich tanze nicht. In der Sache war es ja dasselbe, und die Wirkung war wohl auch dieselbe.

Sie schrieb dann: während Martensen von seinem centralen Standpunkt aus Licht über den Umkreis des ganzen Daseins werfe, stehe Kierkegaard als ein Simon Stylites auf seiner einsamen Säule und blicke unverwandt und durch ein Mikroskop auf einen einzigen Punkt — das menschliche Herz, das er unaufhörlich in dem Ewigen, Unveränderlichen spiegele. Er habe denn auch in dem leichten, frohen Kopenhagen ein nicht geringes Publikum gefunden, besonders von

Frauen (!) — denen ja die Philosophie des Herzens näher liegen müsse. Von dem „Philosophen" selbst erzählte sie noch wunderlichere Dinge. Er lebe unzugänglich und im Grunde von niemand gekannt; zu gewissen Stunden gehe er am Tage in den belebtesten Straßen mitten im Menschengewimmel auf und ab (da verwechselte sie ihn wohl mit dem Buchhalter in den Stadien), nachts strahle seine einsame Wohnung von Licht. Man sage Gutes und Böses und Wunderliches von ihm. Er sei von einer so krankhaften Reizbarkeit, daß ihm selbst die Sonne Mißvergnügen mache, wenn ihre Strahlen in anderer Richtung fallen, als er es wolle? Das war wesentlich alles.

Man kann Fräulein Bremer schwerlich sehr anrechnen, daß sie weiter sagte, was ihr „die ausgezeichneten Männer Kopenhagens" vorgesagt hatten, und wenn es nicht sehr taktvoll war, den Klatsch drucken zu lassen — welcher Schriftsteller hätte wohl nicht ähnlich gehandelt, wenn ihm das Angebot der Gegenseitigkeit ebenso abgelehnt wird. In solchem Fall ist es Kierkegaard nur zum Lächeln, und auch nicht wehmütig, daß man so wenig Verständnis für seine Sache hat, und so wenig Sinn dafür, wie er ihr im Charakter dient. Er weiß gut, wie man zu Anerkennung kommt, und da dankt er dafür. Aber weil er auf diese Art Gemeinschaft nicht eingehen will, wird er als Sonderling angesehen.

Eine andere gewichtigere Gelegenheit, seine Sache menschlich zu unterstützen, bot sich ihm früher anfang 1847 — und gerade, was man dabei im Sinn haben muß, zu der Zeit, wo er viel an eine Anstellung dachte.

Der König machte ihm Anerbietungen und wünschte ihn

zu sich zu ziehen. Vom Beginn der Gespräche erzählt Kierkegaard: Ich hatte natürlich im Vorzimmer in Furcht und Bangen gesessen. Einer fragte mich, ob ich mich dreimal verbeugen würde, wenn ich hineinkäme; ich antwortete: so etwas könne wohl ein alter Hofmann im voraus entscheiden, ich wüßte nicht, ob ich auf dem Kopfe oder auf den Beinen hineinkäme. Als er dann bei dem Hereintreten seinen Namen nannte, und der König sagte: es freut mich besonders, Sie zu sehen, ich habe so viel Gutes von Ihnen gehört — ging er so nahe an den König heran, daß dieser einen Schritt zurücktrat. „Dabei,“ sagte er, „hatte ich mir seine Augen gesichert und sah gleich, was ich wollte.“ Von dem Gespräch sagt Kierkegaard: „es war in gewissem Sinn für mich nicht sehr bedeutungsvoll, denn er wünschte, ich sollte reden. Aber es war animierend mit ihm zu reden, und ich habe niemals einen älteren Mann so animiert, so entflammt gesehen, fast wie ein Weib. Er hatte eine Art Wollust an Intellektualität und Geist. Daß dies für mich gefährlich werden konnte, sah ich gleich, und hielt mich vorsichtig so weit wie möglich von ihm. Christian VIII. war brillant begabt, aber hatte sich eigentlich in seiner großen Klugheit verlaufen, der ein entsprechender sittlicher Untergrund mangelte. Wenn er in einem südlichen Lande gelebt hätte und ich mir einen listigen Religiösen denke, so wäre Christian VIII. seine sichere Beute gewesen. Kein Weib würde eigentliche Macht über ihn gewonnen haben, auch nicht das begabteste, dazu war er teils zu klug, und teils etwas männlich abergläubisch darin, daß der Mann klüger sei als die Frau. Aber ein Jesuit — er konnte ihn um und um drehen; doch mußte der

Jesuit das Interessante beherrschen, denn danach jappte er eigentlich." Auf die Äußerung des Königs, Kierkegaard habe so viele Ideen, ob er ihm nicht einige überlassen wollte, antwortete er deshalb: er habe gemeint, daß sein Streben unter anderm auch jeder Regierung nützlich wäre, aber die Pointe darin sei gerade, daß er Privatmann sei, da man sonst gleich eine kleinliche Erklärung unterschiebe; „übrigens," fügte er bei, „habe ich die Ehre einer höhern Macht zu dienen, worauf ich mein Leben eingesetzt habe." Auf den Wunsch des Königs ihn zu besuchen, antwortete er: „Majestät, ich besuche niemand." „Ja ich weiß aber doch, sagte der König, daß Sie nichts dagegen haben, daß ich Sie rufen lasse." „Ich bin Unterthan, Euer Majestät haben zu befehlen; aber gleiches um gleiches, ich bedinge mir eins." „Nun, und was ist das?" „Daß ich Erlaubnis bekomme mit Ihnen allein zu sprechen."

Bei dem zweiten Gespräch erklärte Kierkegaard sein Fernbleiben, weil er anderes nicht für ziemlich hielt nach den früheren Bemerkungen, aus seiner Kränklichkeit, die ihm schon das Warten im Vorzimmer zu einer Anstrengung mache, worauf der König sagte, er brauche nicht zu warten und in jedem Falle könne er doch schreiben. Der König brachte das Gespräch auf Regierungsfragen, und Kierkegaard führte aus, daß die jetzt bevorstehende Bewegung ein Streit zwischen den Ständen sein werde, die Probleme der alten Zeit kämen wieder; der König würde in gewissem Sinn außerhalb stehen, und die streitenden Parteien würden beständig den Eindruck suchen, daß sie sich gut mit dem Monarchen stünden. Dazu sprach er davon, wie man mit der „Menge" streiten müßte,

nämlich so, daß man bloß ganz ruhig steht. Die Menge sei wie ein Weib, mit dem man nie direkt streite, sondern indirekt, ihr helfe, sich festzulaufen, da sie im nächsten Augenblick beständig verlieren werde, weil ihr der Gedanke fehlt. — Nur feststehen! — Bei dem dritten Gespräch sagte er unter anderm, der König habe sich durch seine persönlichen Gaben verführen lassen; ein König hätte darin Ähnlichkeit mit einer Frau, die ihre Talente zurückhalten und nur Hausfrau sein müßte. Er führte dabei humoristisch aus, wie er sich einen König denke. Er könne zunächst gern häßlich sein, dann taub und blind, oder sich wenigstens so stellen, denn das verhindere manche Schwierigkeit; eine dummdreiste, unzeitgemäße Antwort, die eine Art Bedeutung bekomme, wenn sie zu dem Könige gesagt werde, fertige sich am besten mit einem „was beliebt" ab, so daß die Majestät sie nicht gehört habe. Endlich dürfe der König nicht viel sagen, sondern habe am besten eine Redensart, die er bei jeder Gelegenheit sage, die also nichts sage. Kierkegaard sprach es dann auch direkt aus, daß der König durch seine Audienzen, in denen er sich zu persönlich mit Krethi und Plethi einließ, sich selbst schade. Er entferne dadurch besonders die höheren Beamten von sich, die über solchen zufälligen Einfluß von Unbeteiligten ungeduldig würden; er könne doch nicht in der Weise regieren, daß er mit jedem Unterthanen spräche. Er bedenke nicht, daß jeder, mit dem er so gesprochen hatte, hinging und davon schwatzte. — Kierkegaard selbst hatte natürlich, solange der König lebte, zu keinem von diesen Gesprächen geredet. Die Huld des Königs that ihm wohl gerade im Gegensatz zu dem, was ihm sonst begegnete, aber

er blieb sich gleich auch dem König gegenüber; Sokrates würde ähnlich gesprochen haben.

Das eine Mal fragte der König, ob er nicht Lust zu einer Anstellung in Sorö haben möchte. Dort hatte der König den Morgen gefischt. Deshalb antwortete Kierkegaard, darauf anspielend: die Fischer hätten außer den eigentlichen Fangschnüren gern eine aparte kleine Schnur, an der sie zuweilen die besten Fische fingen; eine solche aparte kleine Schnur sei er. Ein andermal fragte ihn der König nach Schellings Stellung zum preußischen Hofe, und Kierkegaard antwortete, es gehe Schelling wie dem Rhein an seiner Mündung — so verblute er sich an seiner Eigenschaft als königlich preußische Excellenz. — Kierkegaard beschloß nur noch zum König zu gehen, wenn er ihm ein neues Buch zu überreichen habe, von denen übrigens der König meinte, sie seien ihm zu hoch. Das Verhalten des Königs ist doch wohl ein deutlicher Ausdruck dafür, daß für Kierkegaard die Möglichkeit nicht fern lag, irdische Auszeichnungen zu tragen, und wenn er sie nicht begehrte, das nicht wie bei dem Fuchs in der Fabel war.

Nur eine Ausnahme hatte Kierkegaard gemacht. Während sonst jeder, der eine große, ihm sehr wichtige Sache zu vertreten hat, Schüler gewinnt, die er tiefer einweiht, machte Kierkegaard nur einen Versuch in dieser Richtung mit Rasmus Nielsen. Dieser, 1809 geboren und schon seit 1841 Paul Möllers Nachfolger als Professor der Philosophie an der Kopenhagener Universität, war als Hegelianer über die scharfen Pfeile Kierkegaards verstimmt gewesen, aber, wie erwähnt, durch Kierkegaards Werke umgestimmt. Er begann

die Annäherung damit, daß er ihn auf der Straße eines Tages grüßte. Kierkegaard sprach ihn darauf an. Bei den folgenden Begegnungen drückte er in den stärksten Worten aus, daß er die allergrößte Vorstellung von Kierkegaards Sache hatte, und eine Begeisterung dafür, wie sie bei einem entwickelten Mann in den Jahren nicht häufig ist. Da hielt es Kierkegaard religiös für seine Pflicht bei dem nahen Gedanken an seinen Tod diese Möglichkeit nicht zu überspringen, und Nielsen einzuweihen, daß er seine Hinterlassenschaft übernehmen könne. Er ließ ihn einmal zu sich rufen, und dämpfte zunächst die Auffassung seiner Persönlichkeit durch jenes Wort: ich bin ein Pönitierender. Sie verkehrten einige Jahre viel; einen Tag in der Woche gingen sie regelmäßig miteinander spazieren. Nielsen hatte beides, Eifer und Begabung auf Kierkegaards Mitteilungen einzugehen mit einem Verständnis, wie er es bei keinem gefunden. Aber das Verhältnis führte nicht zum Ziel. Im Jahre 1848 machte Kierkegaard eine Probe. Es lag ihm daran, noch einmal auszudrücken, daß er auch als der ästhetische Schriftsteller, also von Anfang an, religiös gewesen war. Wie er deshalb Entweder-Oder mit einem Bändchen Predigten begleitet hatte, so ließ er nun auf rein religiöse Werke einen längeren ästhetischen Artikel über eine Schauspielerin (Frau Heiberg) folgen, um diese Periode seiner Verfasserwirksamkeit abzuschließen und die ursprüngliche Einheitlichkeit derselben abschließend zu betonen. Nielsen war damals gerade auf dem Lande, und weil dadurch die schnelle mündliche Verständigung abgeschnitten war, wurde es eine Probe, wie weit er Kierkegaard verstand. Es war diesem eine Selbstverleug-

nung, daß er nun vielleicht bei manchen den Eindruck störte, den sie von ihm als erbaulichem Verfasser hatten, aber am meisten hielt es ihn in anstrengendster Spannung, ob Rasmus Nielsen ihn verstehen würde — gerade weil es ihm lieb war, so weit von ihm verstanden zu sein. Indes er war sich gewiß dies Abwarten der Wahrheit schuldig zu sein, damit Nielsens Verhältnis zu ihm in Selbständigkeit, in eignem freien Verständnis bestehe, das er deshalb nicht bei einem vielleicht befremdlichen Schritt aufgebe, sondern festhalte und aus dem einmal Geglaubten die Erklärung für das Befremdliche suche. Doch schrieb ihm Kierkegaard ein Billet, das zwar keine Erklärung über die Sache gab, aber doch helfen konnte, das Verhältnis zu halten, wenn es durch das Mißverständnis einen Stoß bekommen hatte. Kierkegaard litt viel durch die äußersten Möglichkeiten, die er sah, denn er hatte Nielsen in sein Gottesverhältnis aufgenommen. Nielsen verstand in der That beides nicht, er schrieb, ohne den Artikel zu erwähnen und auf das Billet einzugehen mit einer gewissen Fremdheit. Und Kierkegaard meinte, so dürfte es nicht kommen, wenn er in Wahrheit die — in Kierkegaards Sinn viel zu hohe — Vorstellung von ihm hatte, die er oft äußerte. Daß er vielleicht nie ein wesentlicher Dialektiker würde, zeigte sich, da er dies Problem nicht lösen konnte, aber Kierkegaard vermißte nun auch die religiösen Voraussetzungen, denn bei diesen hätte es ihn nicht stoßen dürfen, sondern wehmütig machen müssen, wenn er einen mächtigen Geist sich selbst untreu werden sah. — Der persönliche Verkehr nahm nach Nielsens Rückkehr übrigens seinen unveränderten Fortgang; die Sache wurde ausgesprochen.

Die Besprechung dieses Verhältnisses kann nicht unterlassen werden, doch möchte ich nicht gern eine ungünstige Beleuchtung auf den voriges Jahr gestorbenen Rasmus Nielsen fallen lassen, der mir, ohne weitere Bekanntschaft, brieflich in der freundlichsten Weise entgegengekommen ist. Wenn es hier zunächst aussieht, als wäre es keine große Sache gewesen, Kierkegaard besser zu verstehen, so brauche ich wohl nur jeden Leser daran zu erinnern, welche Schwierigkeiten er selbst hat, sich mit „Entweder-Oder“ und der Berechnung dieses Werkes zu verständigen, auch nachdem er die direkten Mitteilungen Kierkegaards darüber gehört hat. Die meisten, die den religiösen Eindruck von Kierkegaard haben, schütteln doch den Kopf darüber — und gegenüber dem Lebenden, dem Zeitgenossen und Bekannten war natürlich die Lösung des Problems ganz unvergleichlich schwieriger, als plötzlich dieser ästhetische Artikel kam, der Fühlung mit Heiberg zu suchen schien.

Kierkegaard behielt die Überzeugung: wenn er den Märtyrertod erlitte, dann würde Rasmus Nielsen seine Sache aufnehmen und vertreten; auf diesen Fall war ja auch eigentlich das Verhältnis berechnet, und Nielsen sagte auch öfter: wenn Sie tot wären! So aber, da es nicht so bald geschah, daß er starb, wurde die Sache zu schwierig. Kierkegaard selbst vermißte seine Freiheit und Nielsen traf nicht die rechte Weise, da Kierkegaard keine Compagnieschaft wollte, und ohne sich untreu zu werden, auch sich gar nicht so stellen konnte, daß er Nielsen direkt sagte, was er thun solle. Dazu ehrte er viel zu sehr die Selbständigkeit und Freiheit in jedem. So ging es unglücklich.

Im Jahre 1849 veröffentlichte Nielsen ein großes Buch: „Der Evangelienglaube und das moderne Bewußtsein.“ Es citierte nur eine Zeile aus den „Werken der Liebe“ von Kierkegaard, und erwähnte die Kierkegaardschen Schriften nur gelegentlich in einer Anmerkung, aber der Inhalt, auch die Gedankenwendungen waren von Kierkegaard, aus seinen Schriften und aus seinen Gesprächen, selbst Form und Stil war ähnlich dem Kierkegaardschen. Nielsen war eben so erfüllt von Kierkegaard, daß er unwillkürlich seine Ausdrücke und Wendungen brauchte, auch wo er mit eignen Worten reden wollte. — Das war nun nicht, was Kierkegaard erwartet oder gewünscht hatte. Er meint: „wenn ich sollte sagen, worin mein Unglück als Verfasser gelegen hat, so kann ich es leicht; es liegt darin, daß ich — ach, fast wie ein Sterbender — viel zu angestrengt, viel zu hurtig gearbeitet habe. Diese großen Bücher, diese Masse hat man nicht Zeit ordentlich zu lesen; man hat in ihnen geblättert und ist dann von ihnen fast gelangweilt: „es ist allzuviel.“ Wenn da einer wäre, der mir uneigennützig zu Hilfe kommen wollte, was mußte er thun? Er mußte in der Erkenntnis, worin das Unglück lag, es als seine Aufgabe betrachten, diese Masse, sozusagen in kleinere Stücke zu hauen, daß man sie in kleineren Portionen einnehmen könne. Das Einfache wäre gewesen, wenn Prof. Nielsen in einer kurzen, ganz direkten Erklärung gesagt hätte: diese Schriften haben mich überzeugt. Was des Verfassers oder der Verfasser (der Pseudonymen) Meinung ist, ob sie das Christentum angreifen oder verteidigen, ist mir unmöglich zu entscheiden; das ist gerade die Kunst in ihnen. Hier kann und soll nicht die

Rede davon sein, ihm diese Kunst nachzumachen, es würde doch etwas Halbes werden, es ist unmöglich, daß einer dies mehr als halb so gut macht, wie er, der erste. Nein, der Verfasser mag nun böse darüber werden oder nicht: ich verwandele alles in direkte Mitteilung, mich zu einem dienenden Erklärer. Diese intensive dialektische Spannung und Sprödigkeit (der Pseudonyme) giebt sich nur vor einem Gewaltthätigen, aber gegenüber einem Gewaltthätigen ist sie auch wehrlos, denn ihre Pointe ist gerade keine Meinung zu haben. Gut, so bin ich der Mann, der weiß kurz und gut die Gewalt des Glaubens zu brauchen."

In dieser Besprechung, die er ursprünglich zur Veröffentlichung niederschrieb, kleidete Kierkegaard, was er meinte, noch in eine kleine niedliche Geschichte.

„Ich nehme an, hier in der Stadt lebt ein junges Mädchen, Josephine Walter. Sie ist keine Schönheit, aber sie ist ein hübsches Mädchen, ein anmutiges kleines Mädchen, zierlich und niedlich. Sie bekommt diesen Sommer einen neuen Hut, einen Sommerhut. Er ist ihre eigne Erfindung, nicht ganz von derselben Art wie die Hüte der andern jungen Mädchen, nicht ganz nach der Mode — aber, was die Hauptsache ist — er steht ihr ganz allerliebst, was sie auch in aller Unschuld — und das kann sie ja gern — bei sich selbst weiß, und das trägt wieder dazu bei, daß er ihr ganz allerliebst steht. Was dann? Wenn nun die andern jungen Mädchen deswegen, weil der Hut nicht ganz wie die andern ist, behaupten, daß er nicht hübsch sei und Josephinen nicht stehe: das ist kleinlich, das ist Mittelmäßigkeit. Das ist die eine Seite. Nun die andere Seite. Am Wall wohnt die

Witwe Petersen, die Frau des verstorbenen Kammerrat Petersen. Auch sie hört von Josephinens Hut. Was thut sie? Sie sagt: „ich will meiner Treu auch einen solchen Sommerhut haben.“ Ist das Kleinlichkeit, Mittelmäßigkeit? das ist ja Enthusiasmus. Ich meine nein, es ist Mittelmäßigkeit, und deshalb rächt es sich auch. Denn Frau Petersen sieht nicht bloß rein verkehrt aus, sondern es fehlt auch nicht viel, daß sie den Verstand verliert, weil sie es nicht in den Kopf bekommen kann, daß er ihr nicht steht, wenn er doch Josephinen kleidet: „es ist doch ganz derselbe Stoff, derselbe Schnitt und Façon . . . es ist (ja, das sagte ich ja), es ist zum Verrücktwerden.“ — Soll ich weiter erzählen? denn ich nehme an, daß es hierbei bleibt. Aber ich kann ja gern weiter erzählen, was noch geschehen konnte. Es konnte so weit kommen, daß die arme Josephine es als ein Unrecht gegen sie empfinden mußte: denn sagte sie: „es ist doch auch recht unglücklich mit dieser Frau Petersen, nun ist Alarm in der Stadt und die Aufmerksamkeit erregt, so daß ich nicht mehr kann, ja förmlich nicht mehr darf mit meinem Hut gehen — und (hier kam eine Thräne in Josephinens Auge) er stand mir bei Gott niedlich. Na, ich frage nichts danach! Doch eine Strafe könnte ich Frau Petersen wünschen (hier ist Josephine wieder zu sich selbst gekommen und das gesegnete Kind lächelt so vergnügt wie je), daß sie in alle Ewigkeit mit diesem Hut gehen muß, und dann wünsche ich sie zu sehen: „guten Tag Frau Petersen.“

Laß mich das Bild noch festhalten. Das Ganze ist ja eine Bagatelle, aber laß mich doch zeigen, was Frau Petersen konnte gethan haben; natürlich konnte sie bei einer solchen

Bagatelle auch nur eine Bagatelle thun, aber es läßt sich doch zeigen, was ich zu zeigen wünsche. Laß uns annehmen, daß Josephine Walter Frau Petersen kennt und in ihr Haus kommt; da konnte sich Frau Petersen auf Josephinens Seite stellen, und wenn jemand auf Josephinens Hut sticheln wollte, konnte Frau Petersen ihr zu Hilfe kommen. Und wenn dann eins der andern jungen Mädchen um sie aufzuziehen zu Frau Petersen sagte: Frau Petersen, sie sollten sich wirklich selbst einen solchen Hut machen lassen, da sie so enthusiastisch dafür sind — da mußte Frau Petersen antworten: ah, passe sie auf sich selbst, Jungfer Naseweis; ich bin eine ältere Frau und weiß sehr gut, was mir ansteht; aber das will ich, was ich hiermit thue, ich will vor Euch allesamt auf den Tisch schlagen, daß es ein schmucker Hut ist, daß er Josephinen gut steht, und daß sie unbekümmert mit ihrem Hut gehen soll." Und wenn ich bei dieser Gelegenheit dabei gewesen wäre, so würde ich mir die Freiheit genommen haben zu sagen: „das war meiner Treu eine gute Rede, die trotz mancher Predigt verdiente, daß man ihren Druck verlangte, und da ich nun einmal in Gesellschaft bin, wo ich sonst nie hinkomme, will ich (ohne daß ich meine, eine Nachäffung zu verschulden), dasselbe thun wie Frau Petersen, ich will, was ich hiermit thue, auf den Tisch schlagen: Ehre sei Frau Petersen und Scham dem, der nicht ihr Wohl trinken will." — — Sieh, so sollte es sein.

Vielleicht bin ich verstanden? . . . Gut, das ist die Hauptsache." Kierkegaard dachte übrigens, bei der Mißgunst gegen ihn selbst würde Nielsen Glück haben; man würde als Nielsensch annehmen, was man als Kierkegaardsch nicht wollte.

Doch gerade weil Nielsen die Abhängigkeit von Kierkegaard so wenig betont hatte, hob man sie hervor. Mynster sagte z. B. zu Kierkegaard über Nielsen: „So sich selbst aufgeben und einen andern kopieren ist doch zu thöricht; von einem Extrem (als absoluter Hegelianer) zum andern stürzen. Beeinflußt von Ihnen und Ihren Schriften sind wir ja alle, das erkennen wir alle.“ Ähnlich klang es auch in der Presse.

Kierkegaard sprach mit Nielsen privatim darüber, auch über das, was er in der Durchführung vermißte. Nielsen meinte das nächste Mal werde es besser glücken. Aber die kleine Schrift über die abschließende Nachschrift und Martensens Dogmatik befriedigte Kierkegaard auch nicht, einerseits, weil sein Buch nur zum Angriff auf Martensen benutzt war, andrerseits, weil dieser Angriff, wenn er einmal geschehen sollte, nicht gründlich genug war. Später gab Nielsen zwölf Vorlesungen heraus, die ähnlich wie das erste Buch gehalten waren. — Man muß dabei indes auch bedenken, daß Nielsen mit gutem Grund Bedenken tragen konnte, Kierkegaards Darstellung in direkte Mitteilung zu verwandeln, und guten Grund hatte die Form als etwas Wesentliches anzusehen. Sein Vorgehen trug übrigens immerhin viel dazu bei, auf Kierkegaard ernstlicher aufmerksam zu machen. Doch hatte Kierkegaard richtig voraus gesehen, daß Nielsen nur eine Seite seines Werkes weiter verfolgen werde; und damit gewann sich Nielsen eine bedeutende Stellung.

In seinen letzten Lebensjahren dachte Kierkegaard noch eine Erklärung über sein Verhältnis zu Rasmus Nielsen zu veröffentlichen, weil man diesen öffentlich seinen Apostel nannte; bei der Besprechung seines Buches: „Über persönliche Wahr-

heit und wahre Persönlichkeit, zwölf Vorlesungen." Unter der Überschrift: „Ist Sinn darin, Professor Nielsen meinen Apostel zu nennen?" sagt er da zunächst, was allgemeine Bedeutung hat:

Wie bekannt, ist es eine alte, alte schlechte Gewohnheit in der Welt, besonders allgemein in kleinen Verhältnissen, wo sie gerade am verderblichsten ist, die stärksten, die höchsten Ausdrücke von dem Unbedeutenden zu brauchen, womit man sinnlos alles verwirrt, das wahrhaft Große betrügt, und alles thut, um rettunglos tiefer und tiefer in selbstzufriedene Jämmerlichkeit und eingebildete Mittelmäßigkeit zu versinken.

Wenn da in Korsör ein Mann lebt, der zu Königs Geburtstag und ähnlichen Gelegenheiten Gedichte macht: augenblicklich ist er Korsörs Goethe; treibt er es so weit, eine Art Komödie zu schreiben, die auf dem Privattheater der Kleinstadt aufgeführt wird, so ist er Korsörs Shakespeare — also er ist Goethe und Shakespeare . . . Und wenn der Malermeister in Korsör außer den Schildern auch ein Porträt malt: augenblicklich ist er Korsörs Raphael."

So dieser Gebrauch des Wortes Apostel. Dann wollte er ausführen, wie wenig Nielsen Veranlassung dazu gegeben, der ihn ja eher ignoriert habe und als ganz selbständig auftrete.

Auch mit den Artikeln, mit welchen Nielsen bei Kierkegaards letztem Streit eintrat (vergl. Verfasser-Existenz S. 151), war dieser nicht einverstanden; er sah darin eine Art idealisierende Verschiebung. Nielsen scheine da mit Martensen das Abkommen treffen zu wollen, daß allerdings Kierkegaards Einspruch gegen die Proklamation Mynsters als

Wahrheitszeugen menschlich angesehen, wie Martensen gesagt hatte, eine schlechte Handlung sei, aber in weit höherem, in göttlichem Sinn vielleicht ein gutes Werk sei — während er doch dabei nicht die geringste ethische Verpflichtung verletzt habe. Das sei ein dichterisches Arrangieren gerade wie das andere, daß er „den unglücklichen Martensen", eben da er sich in unglücklichster Weise verrannt habe, auffordere als Oberhaupt der Kirche, gleich einem Papst, zur Beruhigung der Kirche „ein unfehlbares Urteil" abzugeben.

Hätte Kierkegaard das Verhältnis nicht so schwebend gehalten, wollte er Nielsen direkt beeinflussen — so beeinflussen, wie er es eben in Achtung der menschlichen Persönlichkeit nicht für recht hielt — dann ging es offenbar ganz anders. Aber diese Achtung der Selbständigkeit des Menschen sah er von dem Herrn selbst geübt, wie er in der „Einübung" ausführt.

Das Verhältnis zu Rasmus Nielsen hat ihn viel beschäftigt, und wehmütig berührt; aber wie es der einzige Versuch zu einer näheren Gemeinsamkeit in dem Werk ist, so ist es auch das stärkste Zeugnis, daß Kierkegaard sein Wort von dem Einzelnen im Leben bestätigt fand, weil die Voraussetzungen bei ihm zutrafen. Sein Leben ist auch in dieser Beziehung eine Bestätigung seines Satzes: Jeder Mensch hat von der Hand des Schöpfers eine solche Eigenart, daß wenn er wirklich Gott liebt, er doch, auch wenn alle Christen wären, gleichwohl in Kollision mit den andern kommen wird. Denn wer wirklich Gott liebt — das ist ja die Meinung in dem Satz — der gestaltet in Treue zu Gott seine Persönlichkeit aus, deren Eigenart und Unterschied darüber fühlbar wird.

In den letzten Gesprächen, die sein Jugendfreund Boesen Ende Oktober 1855 im Krankenhause mit Kierkegaard hatte, sagte er: Wie vieles in Deinem Leben ist wunderbar gefügt! Ja, sagte Kierkegaard, ich bin darüber sehr froh und sehr wehmütig, denn ich kann die Freude mit keinem teilen. Es ist meines Wissens das letzte bedeutungsvolle Wort Kierkegaards und dieses giebt der Wehmut über die Vereinzelung — gerade auch dem Jugendfreund gegenüber — Ausdruck. Diese Wehmut kann ja nicht fehlen, wo Liebe zu den Menschen ist, aber ihre andere Seite ist die Sehnsucht nach der Ewigkeit und nach der „Gemeinschaft der Herrlichen", von der Kierkegaard oft sehnend spricht; dort wartet das Einverständnis, das hier, wo alles im Werden ist, denen mangelt, die weit gekommen sind.

Mit den üblichen Erfahrungen verglichen, scheint es freilich eine Unvollkommenheit bei Kierkegaard zu sein, daß er so vereinzelt stand, während doch so gut wie jeder herzliche Gemeinschaft mit vielen oder doch manchen findet. Aber wenn man daran denkt, daß der Apostel Paulus sich verlassen und vereinsamt sah unter den Christen und geopfert in Ähnlichkeit mit seinem Herrn — den alle verließen — kann man auch verstehen, daß eine Vollkommenheit darin ist. Es ist die Idealität darin ausgedrückt, daß der Mensch auf Gott angewiesen ist, und es auch aushalten kann, keinen wesentlichen Halt an Menschen zu haben, den er in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält.

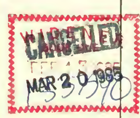
Bemerkungen.

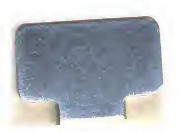
Nach Prof. Bröchners Zeugnis ist Kierkegaard im Sommer 1846 nach Berlin gereist; er war mit ihm dort zusammen, aber K. blieb nur einige Tage; es war keine Abwesenheit, die merklich und wirksam wurde, deshalb kommt sie im 2. Kap. nicht in Betracht. Bröchners Erinnerungen (det nittende Aarhundrede af Georg og Edvard Brandes 1877 März) geben, um das hier zu bemerken, eine Anzahl sehr charakteristischer Belege, wenn man einen vollständigeren Überblick über Kierkegaards Persönlichkeit hat, als sie Bröchner damals haben konnte.

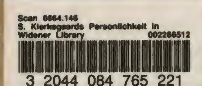
Den im gleichen Kapitel berührten Unterschied im Gesichtspunkt der abschließenden Nachschrift und der späteren Werke drückt K. auch so aus: Die abschließende Nachschrift bespricht die innerlichen Schwierigkeiten bei dem Eingehen auf das Christentum und ihre Bedeutung. Daher verweilt sie bei den Anstößen für den Verstand, dem Paradoxen, der historischen Bürgschaft u. s. w. Die späteren Werke stellen auch die Schwierigkeit dar, daß der Christ in dieser Welt leben und in ihr ausdrücken soll, daß er Christ ist. Auf die Frage: wie kann bei solchen Anstößen einem Menschen einfallen, auf das Christentum einzugehen, antwortet die Nachschrift: „wenn er an seiner eignen Seligkeit interessiert ist!“ Die späteren Werke antworten: „schweige, du sollst! das Christentum ist das Absolute!“ zugleich aber auch: „weil dein Sündenbewußtsein dich zwingt.“

Zu den Äußerungen K.s im 3. Kap. über Luther will ich erinnern, daß Luther selbst in den Tischreden geäußert hat, er habe die Menschen nicht genug gekannt, und sehe mit Kummer, welche Anwendung sie von dem Evangelium machen.

Inhalt.


CANCELLED
MAR 2 0 1985





...ien ferner und ist durch alle Buchhandlungen ...

Barthold, A., Die Wendung zur Wahrheit in der modernen Kulturentwicklung. 80 S. 8. 1 M.

— — **Was Christentum ist.** Zur Verständigung über diese Frage. 52 S. 8. 80 Pf.

— — **Professor Benders Festrede und das christliche Lebensideal.** 24 S. 8. 40 Pf.

O. G. Heldring, sein Leben und seine Arbeit. Von ihm selbst erzählt. Aus dem Holländischen übersetzt von R. Müller. Mit einem Vorwort von Gen.-Sup. D. th. W. Baur. XVI, 416 S. 8. 6 M. geb. 7 M.

Wilhelm Löhes Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. 1. Bd. Mit Porträt in Lichtdruck. 2. Aufl. VII, 394 S. gr. 8. 4,60 M., geb. 6,40 M. — 2. Bd. Mit einer Ansicht der Kirche und des Pfarrhauses zu Neuendettelsau. IV, 574 S. gr. 8. 7 M., geb. 8,80 M. - 3. Bd. 1. Hälfte. 144 S. gr. 8. 2 M. (Der Schluß des ganzen Werkes erscheint 1887.)

Matthias Claudius, Auswahl aus den Werken des Wandsbecker Boten. Herausgegeben und mit einer Biographie versehen von K. Trompetter. Mit 14 Abbildungen. XI, 494 S. kl. 8. 3 M., geb. 4,50 M.

Johann Georg Hamanns Leben und Werke in geordnetem gemeinfaßlichen Auszuge. Durch J. Claassen. Mit Hamanns Bildnis. 752 S. 8. Wohlfeile Ausgabe 4 M.

Blaikie, W. G., Das Leben David Livingstones. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von O. Denk. 2 Bände. Mit dem Bildnis Livingstones und einer Karte. X, 299; 311 S. 8. 7,20 M., geb. 8,50 M.

— — **Unser Herr als Lehrer und Seelsorger.** Eine biblische Pastoraltheologie. Autorisierte Übersetzung, mit einem Vorwort von Dr. Fr. A. Brandes. VII, 352 S. gr. 8. 4 M.

Bindemann, Lic. E., Die Bedeutung des Alten Testaments für die christliche Predigt. VI, 346 S. gr. 8. 5,60 M.